Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublicum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
(Frauenplatz Nro. 8.)

Eine verlorene Seele.

Dritter Band.

Eine verlorene Seele.

Roman

von

Aline von Schlichtkrull.

Dritter Band.

Görlitz.
Heyn'sche Buchhandlung. (E. Remer.)
1853.

Erstes Buch.

Kapitel I.

If I should meet thee!
Byron.

In einer Loge des prächtigen Theaters la Fenice in Venedig befanden sich an einem Maiabende mehrere Personen, welche in jedem andern Lande als Italien gewiß die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben würden. Den Italiener nimmt aber die Sorge für sein Vergnügen so vollständig in Anspruch, daß ihm, wenn er dieses hat, nicht einmal Interesse genug für etwas Fremdes bleibt, um Neugier zu empfinden. An diesem Abend, wo eine neue Oper in Scene ging, deren liebliche Musik das Publikum augenscheinlich entzückte, waren unsere Fremden sicher, auch nicht durch den flüchtigsten Blick der Neugier belästigt zu werden. Im Vordergrund der Loge saß ein noch sehr junger Mann mit einer Dame, deren reizendes Profil dem der knidischen Venus glich und deren schlanke Glieder von den Falten eines weißen

Gewandes nymphenhaft umflossen waren. Neben ihr befand sich ein junges Mädchen in schwarzem Atlas, deren gefaltete Hände auf den rothen Sammt gestützt waren, welcher die Balustrade bekleidete, und deren dunkles gedankenvolles Auge sich mit einer, eine ungewöhnliche Geistesthätigkeit verrathenden Intensität auf die Bühne heftete. Hinter diesen drei Personen saßen zwei Männer in den ersten dreißiger Jahren, deren einer entweder seinem italienischen Textbuche eine ziemlich nutzlose Aufmerksamkeit schenkte, oder mit Hülfe der Lorgnette Publikum und Opernpersonal in Augenschein nahm, während der Andere, ein Mann von auffallend schönem und vornehmen Äußern, den Bemerkungen seines Nachbarn nur zerstreut zuhörte und das Auge fast unverwandt auf die kleine, vor ihm sitzende Dame in schwarzem Atlas richtete. Durch ein allgemeines, unmäßiges Bravoklatschen nach Beendigung einer Bravourarie wurde er aus seiner Träumerei aufgeschreckt, und beinahe beschämt über sein Versunkensein, wandte er sich zu seinem Nachbar, welcher sich dem allgemeinen Beifallssturm mit mehr Lebhaftigkeit anschloß, als man von einem vornehmen Engländer — denn ein solcher war er — billig vermuthen konnte.

Sie scheinen von der Signora Luigia mehr denn je bezaubert zu sein! sagte der schöne Mann lächelnd

mit scherzhaftem Pathos — indessen haben Sie Recht; sie ist die Vollkommenheit selbst.

Gewiß, Mylord, versetzte der Andere — sie ist schöner, reizender und mehr Virtuosin als je. Jeder Ton ist Seele und jede Bewegung ist drastisch!

Schöner ist jedenfalls die seconda donna! sagte der Erste — doch ich will Sie nicht kränken; Signora Luigia war von jeher Ihre Flamme. Ich werde ewig an den Abend denken — ich meine, es war im August des vorigen Jahres, als Sie eine Wette mit ihr eingegangen waren, welche Sie durch Lord Clifford's Schuld verloren. Der Chrysopeas, den sie heute Abend trägt, muß derselbe sein, den Sie ihr damals überreichten.

Erinnern Sie mich nicht an diesen Abend — ich bitte Sie darum! entgegnete der Herzog von Winstoun dem Sprecher von vorhin, in welchem wir Lord Teevendale erkennen — die Erinnerung daran ist mir unangenehm. Welchem glücklichen Zufall verdanke ich es aber, daß ich Sie in Venedig finde? Ich glaubte Sie in Neapel.

Ich wollte dorthin gehen! versetzte Lord Teevendale, bin aber in Venedig wider alles Erwarten durch eine Bekanntschaft gefesselt worden, welche mich unbeschreiblich anzieht. Sie sehen diese Damen vor uns?

Allerdings ist die eine über Beschreibung reizend! versetzte Winstoun — und ich begreife —

Sie meinen die Weiße! unterbrach Lord Teevendale — erkennen Sie sie denn nicht? Sie ist, wie ich von ihr selbst erfahren habe, mit der Fürstin Jaraczewska in London gewesen. Sie haben sie in ihren eigenen Salons gesehen.

Mein Gott, ja! ich besinne mich! rief der Herzog, indem er Fanny, die sich in diesem Augenblicke halb umwandte, etwas näher in's Auge faßte — Fräulein Meyen! — Und diese reizende Deutsche hat Ihr Herz gefangen genommen?

Die ist es eigentlich nicht, sondern ihre Schwester — diese junge Dame in Schwarz! entgegnete Lord Teevendale, indem er auf die Bezeichnete einen Blick richtete, der von einem lebhaften, doch unbefangenen Gefühl der Theilnahme zeugte.

Nehmen Sie sich in Acht! sagte der Herzog — die Liebe hat Ihnen von jeher schlimme Streiche gespielt.

Ich bin gar nicht verliebt in sie! entgegnete der Lord; aber sie ist das reizendste Geschöpf unter der Sonne und ich möchte den Mann sehen, der von einer so geistreichen und zugleich so natürlichen Person nicht entzückt wäre. Dennoch bin ich nicht verliebt in sie,

weil sie mir zu unbefangen scheint, um eine Leidenschaft sowohl empfinden als einflößen zu können.

Die Redensarten kenne ich längst! erwiderte Winstoun. Ich warne Sie aber nicht weiter, weil Sie endlich alt genug sind, um für sich selbst zu stehen.

Sie müssen sie kennen lernen! unterbrach Lord Teevendale; das ist ja leicht. Sie werden die junge Gräfin Manburg — Fanny nämlich, die sich unterdessen verheirathet hat — anreden; ich werde Sie dann dem Grafen Manburg und Fräulein Alexia von Meyen vorstellen. Der Vorhang wird gleich fallen; vorher ist kein Gedanke an die Ausführung dieses Vorhabens; denn diese sind wie alle Deutschen; ihre Andacht im Theater übersteigt alle unsere Begriffe.

Es eilt durchaus nicht! erwiderte der Herzog gleichgültig. Ich fürchte, daß ich einige Zeit in Venedig bleiben muß, indem die angegriffene Gesundheit der Herzogin für den Augenblick jede Weiterreise unmöglich macht. Ich will nur wünschen, daß, bevor sie sich etwas erholt hat, ich nicht gezwungen werde, nach England zurückzukehren.

Ich werde die Ehre haben dürfen, fragte Lord Teevendale, der Herzogin meine Ehrfurcht zu bezeigen?

In acht Tagen, erwiderte der Herzog, werden wir sehr glücklich sein, Sie zu empfangen.

Der Vorhang fiel in diesem Augenblicke; es war der zweite Zwischenakt.

Alexia wandte sich um; Lord Teevendale neigte sich zu ihr und fragte, wie ihr die Musik gefiele.

Ich will Ihnen das ein andermal sagen! antwortete sie in englischer Sprache mit einem so rein nationalen Accent, daß Lord Teevendale sein Entzücken darüber dem Herzog von Winstoun durch einen heimlichen Druck am Arm kund gab. — Der Ausdruck des Gefallens findet bei mir auf die Musik gar keine Anwendung; was mir darin bloß gefiel, würde mir werthlos erscheinen.

In der That! warf Lord Teevendale hin — so sind Sie also nicht der Meinung, daß die Kunst genug thue, wenn sie ergötzt? — Doch, gnädiges Fräulein, erlauben Sie mir, Ihnen meinen Freund, den Herzog von Winstoun vorzustellen, der bereits das Glück hat, die Gräfin Manburg zu kennen.

Der Herzog von Winstoun, hörst Du, Fanny? rief Alexia, indem sie ihre Schwester leicht an der Schulter berührte und sich dann umwandte, um mit ihrer graziösen Natürlichkeit einige Worte mit dem Herzog zu wechseln. Der Letztere redete dann die Gräfin Manburg an und Lord Teevendale neigte sich wieder zu Alexien, welche mit der ihr eigenen glän-

zenden Lebhaftigkeit, welche, auch wenn sie nicht sprach, in dem bloßen Blick ihres großen Auges lag, die Architektur und die schönen Fresken des Theaters musterte. Lord Teevendale betrachtete mit Interesse die beweglichen Züge ihres feinen Antlitzes, und sein Blick war nicht ohne Wehmuth. Denn Aleriens Lebhaftigkeit und das falsche Roth, welches von Zeit zu Zeit auf ihren Wangen glühte, verdeckte nur schwach die Gebrechlichkeit ihrer Natur und die Spuren, welche allzu frühes Seelenleiden bereits auf ihrem Antlitz zurückgelassen. Dem Lord mußte es heute zuerst, oder doch mehr als sonst auffallen; denn als er plötzlich die krankhafte Röthe auf ihren Wangen aufflammen und eben so schnell wieder verschwinden sah, fragte er unwillkürlich, als sie sich gerade zu ihm wandte, um ihm etwas zu zeigen: Sind Sie krank?

Ich? erwiderte Aleria etwas erstaunt — ich habe mich lange nicht so wohl gefühlt, als jetzt; wie kommen Sie darauf?

Ich weiß es selbst nicht: — sagte Lord Teevendale — Sie schienen mir erhitzt zu sein, und Sie wechselten die Farbe.

O, sagte sie — ich bin wohl krank gewesen — aber seit ich Italien betreten, bin ich aufgelebt — ich bin erregt — ich fühle, daß ich lebe.

Der Vorhang ging wieder auf, und Lord Teevendale hörte auf mit Alerien zu sprechen, denn er wußte, daß sie beim Anhören der Musik keine Störungen ertrug. Er wußte also nichts besseres zu thun, als, da der Herzog von Winstoun die Loge verlassen hatte, zuzuhören und das Publikum zu lorgnettiren. Ein leichter Ausruf des Erstaunens entfuhr ihm, als er sich gegenüber einen Mann in einer Loge erscheinen sah, den er nicht verkennen konnte. Aleria blickte auf die Bühne; der primo Tenore entfaltete eben seine größte Kraft; Lord Teevendale wagte nicht sie zu stören. Als die Arie beendet, war der Mann aus der Loge drüben bereits wieder verschwunden. Lord Teevendale wandte sich jetzt zu Alerien.

Ich wollte, daß Sie eben weniger eifrig gewesen wären! sagte er mit Lebhaftigkeit. Hätte ich es gewagt, Sie zu stören, so würden Sie es mir vielleicht gedankt haben.

Wie meinen Sie das?

Ich habe eben in jener Loge den berühmten Clavierspieler Morven St. Felix erblickt, dessen Compositionen Sie mit so viel Seele vortragen. Sie haben mehr als einmal gesagt, daß Sie ihn zu sehen wünschen.

Gewiß! versetzte Aleria — aber Sie täuschen sich.

Ich las noch gestern in der Zeitung, daß er fortfahre in Paris Concerte zu geben.

Es ist unmöglich, daß ich mich irre! erwiderte Lord Teevendale. Es kann nicht zweimal ein solches Gesicht geben.

Wenn es wahr wäre, rief Alexia, welche in diesem Augenblicke selbst die Oper vergaß, so müßte ich um jeden Preis diesen ausgezeichneten Menschen kennen lernen. Mein Schwager muß ihn aufsuchen und bei uns einführen, falls Sie Mylord, sich nicht dazu verstehen wollen.

Er ist so menschenscheu, versetzte Lord Teevendale, daß ich fürchte, er wird sich schwerlich dazu bequemen.

Alexia besann sich einen Augenblick. Wie dem auch sei, sagte sie mit Heiterkeit zu Lord Teevendale, — ich weiß ein sicheres Mittel. Fanny kennt ihn, und durch sie wird sich die Sache schon machen lassen. Auf dem Heimwege wollen wir das Nähere besprechen, falls Sie, wie ich hoffe, uns begleiten werden.

Kapitel II.

„Ich liege schon lange in Träumen
„Und horche dem Wundergesang."
Sallet.

Unter den mit einer lebhaften Einbildungskraft begabten Menschen giebt es Wenige, welche sich nicht irgend eine Idee von ihrer Zukunft machen, von der sie sich nicht losreißen können, obgleich dieselbe mit ihrer Vergangenheit oder Gegenwart in keinem Zusammenhange steht. Merkwürdig genug treffen dergleichen Ideen oft mit dem Laufe der Begebenheiten zusammen, und bieten, indem sie auf diese Weise zu Ahnungen gestempelt werden, dem Aberglauben ein weites und fruchtbares Feld. Man fürchtet irgend ein Ereigniß, obgleich keine Wahrscheinlichkeit seines Eintreffens vorhanden ist — man träumt von einem gewissen Erdstriche als dem einstigen Schauplatz seines Lebens und Wirkens — man knüpft an irgend eine zur Zeit noch unbekannte Persönlichkeit den entscheidenden Punkt des Daseins — und siehe da — es

trifft ein, ohne daß man im Ernste daran geglaubt hat. In der Seele des Menschen lebt ein dunkler, doch starker Glaube an ein von außen in unser Leben eingreifendes Schicksal, und nur wenige sind sich bewußt, daß wir selbst das bewegende Princip unseres Schicksals, und daß äußere Umstände nur so weit für unser Glück oder Unglück entscheidend sind, als unsere Auffassung das eine oder das andere bedingt. So glaubt der Mensch in der Tiefe des Unglücks, oder der wüstenhaften Einsamkeit eines vernichteten Herzens, daß ein unerwarteter Trost blitzschnell in seine Nacht herniederfahren müsse — so zittert der Glückliche vor einem unmöglich scheinenden Schicksalsschlage — so träumt der Knabe auf dem blumigen Rasen vor der väterlichen Hütte von Schlachten und Siegen — so träumt das kaum erblühte Mädchen von einem Paradiese, das sie nicht bezeichnen kann, das aber kommen muß. Wie alle Menschen, welche ein starkes Gefühl und viel Poesie haben, hatte auch Alexia ihre Ahnungen, obgleich sie keinen Werth darauf legte. Seit sie in Italien war, hatte sie, müde von Schmerzen und Gedanken, sich der Waffen des Geistes auf kurze Zeit begeben, um sich den vollen Reiz der neuen Eindrücke, welche sie hier empfing, auch nicht im Mindesten zu verkümmern. Das Klima von Venedig, die

Luft, welche man einathmet, hat etwas angenehm Berauschendes; man vergißt, daß es noch eine Welt außer Venedig giebt. Das sanfte Schaukeln der Barken auf den kaum bewegten Kanälen, welche die Straßen bilden, stimmt zu träumerischer Melancholie, und man wird der Prosa des Lebens entrückt, weil der pittoreske Hintergrund aus dem Gemeinsten und Gewöhnlichsten noch ein Gemälde voll Poesie macht. Der Anblick Venedigs ist mehr erstaunenswürdig als angenehm; ein tiefes Schweigen, einzig von dem taktmäßigen Schlage der Ruder unterbrochen, herrscht in dieser Stadt, deren Straßen Kanäle sind, und man nimmt, beim Eintritte in dieselbe, Abschied von der Vegetation und Allem, was sonst lebt, die Menschen allein ausgenommen. Ein Gefühl der Traurigkeit bemächtigt sich der Phantasie, denn es ruht ein unheimlicher Zauber über Venedig. Von den Zinnen der düstern, etwas zerrütteten, in gothisch-moresken Stil gebauten Paläste herab, welche sich schwarz im Wasser spiegeln, flüstert der Hauch des Geheimnisses, welches hier von jeher Alles — die Regierung, die Sitten — die Liebe verhüllte. Venedig ist das Grab einer großen Vergangenheit, und scheint in der That eine Stadt der Schatten. Die Menschen, hier wie überall den größten Richtigkeiten ergeben, tragen dieselben hier

nicht offen zur Schau, sie bedecken ihr Treiben mit dem Gewande der Trauer und des Geheimnisses; die schwarzen Gondeln, welche unaufhörlich hin und wieder fahren, ohne daß man sieht, wen sie bergen, sind charakteristisch für Venedig. Alexia begrub sich gern in diese Mystik. Sie fühlte sich erregt und aus sich selbst herausgerissen, deßhalb comparativ glücklich; es hatte sich ein Schleier über ihre Empfindungen gelagert, welchen sie nicht zu zerreißen wünschte. Sie wußte, daß sie träumte, und fürchtete nichts weiter, als zu früh zu erwachen und sich selbst zurückgegeben zu werden.

Seit jenem Abende, an welchem wir sie im Theater la Fenice in Gesellschaft Lord Teevendale's fanden, war eine Woche verstrichen, welche sie in einer Spannung verlebt hatte, deren Grund sie sich nicht verhehlte. Was sie aufregte, war das flüchtige Erscheinen eines Menschen, mit welchem sie sich, ohne ihn zu kennen, so oft beschäftigt hatte — das Erscheinen jenes St. Felix, durch dessen Genie sie sich so oft beseligt und zum Himmel erhoben gefühlt hatte. Im ersten Augenblicke hatte sie Lord Teevendale im Irrthum geglaubt — am zweiten Tage hatte ihre Einbildungskraft sich bereits dieses Gegenstandes bemächtigt. Sie fand einen wunderbaren und unheimlichen Reiz in dem Gedanken an ein Zusammentreffen mit St. Felix; das

Geheimniß, in welches er hier wie überall gehüllt zu sein schien, paßte zu der Scenerie von Venedig. Alexia wußte nicht, weßhalb sie zitterte, wenn sie an ihn dachte; es war ihr zu Muthe, als ob ihr eine Entscheidung ihres Schicksals bevorstände. Lord Teevendale, der es übernommen hatte, den Virtuosen ausfindig zu machen, berichtete endlich, daß er ihn in einer Gondel fahren gesehen. Alexia sagte, sie wolle ihn um jeden Preis kennen lernen; ihre Mutter und ihre Schwester unterstützten diesen Ausspruch durch gleiche Neugier und Theilnahme.

Indessen vergingen noch mehrere Tage, bevor es Lord Teevendale gelang, St. Felix's Aufenthalt aufzufinden. Auf der Insel Santa Elena, welche mit noch drei andern Inseln gewissermaßen die Vorstadt von Venedig bildet und meist von Künstlern bewohnt wird, hatte er sich ein Haus gemiethet, in welchem er in völliger Abgeschiedenheit lebte. Nicht ohne Schwierigkeit gelangte Lord Teevendale zu ihm; es war das erste Mal in seinem Leben, daß er mit St. Felix sprach, und selbst der stolze Mann fühlte sich befangen, als er vor diesem Menschen stand, welchen offenbar keine Lebenserfahrung unberührt gelassen, und dessen glänzendes Genie, so wie das Elend des Herzens und der Seele, vor welchem ihn dasselbe nicht hatte bewahren können, in

leserlichen Zügen auf seinem kranken Antlitz ausgeprägt war. St. Felix sprach wenig — er war augenscheinlich sehr leidend und Lord Teevendale erröthete ein wenig, als er ihm das Anliegen vorbrachte, ihn einigen Damen vorstellen zu dürfen. St. Felix lächelte und zu sehr Weltmann, um den Lord eine Fehlbitte thun zu lassen, fragte er nur, ob die Damen Italienerinnen seien und ihn, wie er sich ausdrückte, für die Welt in Anspruch nehmen würden. Ich habe mich nach Venedig zurückgezogen, sagte er, weil ich krank bin; ich will ganz allein bleiben und Niemanden sehen, um mich nicht aufzuregen; ich will nicht, daß es bekannt werde, daß ich hier sei. Lord Teevendale entgegnete, daß die Damen Niemand sehen — daß eine von ihnen selbst krank sei, und daß die beiden Anderen, wenn überhaupt Jemand, gewiß dazu geeignet seien, Jeden seine Leiden vergessen zu machen. Lord Teevendale überreichte dabei dem Virtuosen ein Billet, welches Fanny ihm für denselben gegeben, worauf St. Felix, nachdem er sich einen Augenblick besonnen, mit einiger Lebhaftigkeit erwiderte, daß er kommen würde.

Kapitel III.

„Which was the sweetest I could not tell.
„The first look of welcome the sunny eyes darted
„Or that tear of passion which blest our farewell."
Hemans.

Am folgenden Tage — demselben, an welchem St. Felix der Frau von Meyen einen Besuch versprochen, wühlte ein heftiger Sturm die Kanäle zu hohen Wogen auf und pfiff schneidend durch die Häuser. Ein Sturm macht uns in Venedig zu Gefangenen; es ist oft unmöglich von einem Hause zum gegenüberliegenden zu gelangen, und die trägen Gondoliere gefallen sich darin, dem nach einer Ueberfahrt Verlangenden die Gefahr noch größer vorzustellen, als sie ist. Lord Teevendale hatte versprochen, zu Mittag zu erscheinen, war aber nicht gekommen, ein Umstand, den der Sturm hinreichend erklärte. Graf Manburg hatte Venedig vor einigen Tagen verlassen, um eine Excursion nach Mailand zu machen; die Damen waren also allein; Frau von Meyen, welche sich ziemlich wohl

befand, machte ihre Nachmittagstoilette; Alexia stand allein an dem Fenster des schönen, phantastisch ausgeschmückten Gemaches, in welchem sich ihr Clavier befand, und durch welches ein leichter Rosenduft wehte. Sie blickte den Wolken nach, welche der Sturm in bizarre Formen zerriß und in fliegender Eile über den Horizont jagte. Durch ihren Kopf zogen viele wirre Gedanken. Wunderbares Orakel eines noch nicht im Feuer der Leidenschaft erprobten Herzens! Alexia zitterte und zog, als ob es ein Wintertag in Norddeutschland sei, das schwarze Atlasmäntelchen, welches sie über ihr schwarzes Crêpekleid geworfen, dicht um ihre Schultern zusammen.

St. Felix wird heute eben so wenig kommen als Lord Teevendale! sagte Fanny, welche jetzt eintrat. Es ist unmöglich für eine Gondel, den Kanal zu passiren.

Ich fürchte es selbst! entgegnete Alexia zerstreut, ohne aufzusehen.

Es thut mir wirklich gränzenlos leid! sagte Fanny. Gerade heute, wo wir mit der Mutter allein sind, hätte ich mich unbeschreiblich gefreut, ihn wiederzusehen. Man hätte sich viel freier bewegen können, als in Gegenwart der Männer.

Alexia wandte sich um; Fanny fuhr fort.

Ich freue mich recht, daß er, wie Lord Teevendale mir gestern schrieb, sich meiner noch erinnert hat. Sprich nur nicht mit ihm von der Geschichte von St. Giles; man hat mir oft wiederholt, daß es ihm unangenehm ist, wenn man mit irgend einem Umstande seines Privatlebens bekannt zu sein scheint.

Ich weiß nicht, sagte Alexia zusammenschaudernd, wie mir ist. Ich glaube, ich bin krank; mir ist zu Muth, als könne mir ein Unglück geschehen.

Du bist gespannt auf St. Felix's Bekanntschaft und verstimmt, daß Du ihn wahrscheinlich heut noch nicht sehen wirst! sagte Fanny scherzend, indem sie einen leichten Kuß auf Alexiens Stirn drückte — das ist Alles. Setze Dich nieder, Alexia; Dir ist eine Locke ausgefallen. Und jetzt fügte sie hinzu, nachdem sie das blonde Haar um ihre schlanken Finger gerollt und so den Schaden wieder gut gemacht hatte, jetzt werde ich zur Mutter zurückgehen und sie über den Corridor hierher geleiten.

Alexia, deren angegriffene Gesundheit ihr für den Augenblick nicht gestattete, die Pflege der Frau von Meyen, deren Zustand in ewigem Schwanken war, ganz allein auf sich zu nehmen, blieb am Fenster stehen und gewahrte plötzlich eine Gondel, welche auf dem bewegten Kanale daherſegelte — wie es schien, nicht

ohne Gefahr. Dieselbe landete an ihrem Hause, und Alexia wandte sich vom Fenster weg, um sich in die Kissen einer Ottomane zu werfen. Dann stand sie wieder auf, um das Zimmer zu verlassen und ihre Mutter zu benachrichtigen; aber der Diener trat ein und meldete, daß ein Herr seine Aufwartung zu machen wünsche, der aber seinen Namen nicht habe nennen wollen.

Er ist willkommen! sagte Alexia.

Der Diener entfernte sich, und im nächsten Augenblick fielen Alexiens Augen auf St. Felix's unbeschreibliches Gesicht. Sie zuckte zusammen und ging ihm entgegen, aber sie wußte nichts zu sagen, und indem sie ihr bleiches Antlitz zu Boden senkte, verneigte sie sich mit jener würdevollen Anmuth, welche ihre geistige Vollendung ihr in jedem Augenblicke ihres Lebens, wo sie derselben bedurfte, auch unbewußt verlieh.

Ich bin St. Felix! sagte der Virtuose mit dem zauberisch weichen Klange der Stimme, deren Reiz seinen fremdartigen Accent vergessen machte. Ich habe von Lord Teevendale erfahren, daß ich Erlaubniß habe, die Frau von Meyen sehen zu dürfen — habe ich die Ehre mit derselben zu reden?

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür des

nächsten Zimmers und Frau von Meyen trat mit Fanny ein. Alexia trat zurück und deutete mit der Hand auf erstere, indem sie sagte: Meine Mutter, Sir, wird sich freuen, Sie zu empfangen.

Sie sind sehr gütig! sagte der Virtuose, indem er sich ehrfurchtsvoll der Frau von Meyen näherte und dann Fanny in's Auge faßte, welche ihm unbefangen die Hand reichte.

Wer hätte gedacht, sagte er, daß wir uns hier wiederfinden würden?

Ich kenne Herrn Morven St. Felix! rief Fanny, zu ihrer Mutter gewendet, und freue mich eben so sehr über dieses Wiedersehen, als meine Schwester über die Bekanntschaft. Meine Schwester, Sir, ist sehr musikalisch; sie ist es, welche mich zuerst Ihre Compositionen lieben gelehrt hat.

St. Felix wandte sich bei diesen Worten nach Alexien um und sah ihre Augen mit einem Ausdrucke auf sich geheftet, der ihm anziehend genug schien, um die seinen einen Augenblick lang auf ihrem Gesicht ruhen zu lassen, auch als sie den Blick bereits zu Boden gesenkt hatte. Er wechselte mit ihr einige Phrasen und wandte sich dann wieder zu Frau von Meyen und Fanny. Die Unterhaltung ging ohne Unterbrechung über mehrere Gegenstände fort; Alexia allein

verstummte. St. Felix's augenscheinliche Zerstreutheit, welche sich trotz seiner Wortgewandheit kund gab, fiel ihr auf; und, schon den Einfluß fühlend, den dieser räthselhafte Mensch auf Jeden ohne Ausnahme ausübte, wagte sie, aus Furcht ihn zu langweilen, kein Wort zu sagen. Dennoch hätte sie reden mögen, denn eine Gewalt, welche stärker war als sie selbst, fesselte ihren Blick mit nie gekannter Macht an des Virtuosen edles aber krankes Gesicht. Sie ward ungeduldig, daß er nicht mit ihr sprach; wir werden uns trennen, sagte sie zu sich selbst, und er wird mich nicht gekannt haben.

Das Gespräch wandte sich jetzt auf die Musik. St. Felix verbreitete sich über das musikalische Leben der verschiedenen Hauptstädte, in welchen er gelebt hatte; er erwähnte mit Ehrfurcht und Achtung einiger bekannten Künstler; sprach auch auf Befragen von einigen seiner neuesten Compositionen. Dann stand er plötzlich auf, ging an das Piano, blätterte in den darauf verstreuten Noten, und ließ seine Hände absichtslos ein paar Mal über die Tasten gleiten — es klang wie ein schmerzlicher Seufzer. Alexia erhob sich — sie glaubte, es thun zu dürfen — und näherte sich dem Instrumente mit einem Ausdruck, der den Virtuosen ahnen ließ, daß seine Töne in einer tiefen Seele wiederhallten. Er fuhr fort zu spielen, indem er das

Mädchen ruhig anblickte, bis Fanny ebenfalls herantrat, und, indem sie ihren weißen Arm um Alexiens Hals legte, sich mit Theilnahme über das Instrument beugte. St. Felix stand auf, und, die stumme Bitte beider Schwestern verstehend, sagte er mit seiner melodischen Stimme: Ich bin sehr krank; man hat mir verboten zu musiciren, und ich habe kein Piano zu Hause.

Und das können Sie ertragen? — rief Alexia unwillkürlich aus.

Man kann Alles ertragen, erwiderte St. Felix, wenn man will und muß.

Ertragen — ja! — erwiderte Alexia in einem Tone, der zwischen Scheu und Lebhaftigkeit schwankte — aber nicht Alles überleben.

St. Felix antwortete nicht, sondern blätterte auf's Neue in den Noten.

Sie spielen alle diese Piecen? fragte er Alexien — auch alle diese Compositionen von mir?

Alexia bejahte.

Und widmen also der Musik viel Zeit?

Ich liebe die Musik mehr als das Leben! erwiderte Alexia. Ihre Compositionen sind meine Freunde geworden; ich habe keine theurern.

Spielen Sie mir eine davon vor! sagte St. Felix,

indem er ein Notenheft wählte und es Alexien reichte. Wenn ich mich ein wenig erholt haben werde, will ich Ihnen für diese meine Bitte Genugthuung geben.

Sie werden also wiederkommen? rief Alexia mit ihrer ganzen Lebhaftigkeit.

Ich werde wiederkommen! antwortete der Virtuose.

Alexia ergriff das Notenheft, legte es auf das Pult und spielte. Ihre Augen tauchten sich in Glanz, und die innere Aufregung hauchte eine lichte Röthe auf ihr blasses Gesicht. St. Felix stützte den Arm auf den Flügel und folgte mit Aufmerksamkeit allen Aeußerungen dieser jungen Künstlerseele. Er betrachtete mit seltsamer Neugier und nicht ohne Bewegung die schöne Metamorphose ihres Aeußern, und lauschte seltsam ergriffen, der genialen, ihn beinahe überraschenden Auffassung seiner eignen Tonschöpfung. Ich danke Ihnen! sagte er, als sie aufstand und in ihrer Erregung seine Blicke suchte, um ein Urtheil darin zu lesen. Sie haben diesem wilden Stücke durch Ihre Auffassung einen Zauber verliehen, den ich selbst nie darin gefunden. Sie haben schöner gespielt, als ich gedacht habe; und ich werde aufhören dieses Stück zu spielen.

Sie thun mir weh mit diesem Worte! rief Alexia mit einem schmerzlichen, beinahe bittern Ausdrucke — Sie wissen nicht, wie weh. Wenn ich es wagte vor

Ihnen zu spielen, so geschah es, weil sie es wollten: habe ich dafür Spott verdient?

St. Felix schien frappirt von der Natürlichkeit dieser Aeußerung eines heftigen Gefühls, und, als ob es ihm leid thue, sie verletzt zu haben, wandte er seine Augen mit der klaren, frommen Milde auf Alexien, welche jeden bösen Gedanken aus der Seele dessen verbannte, den sie bestrahlte. Sie haben mich falsch verstanden: sagte er weich und ruhig. Ich bete meine Kunst an; bewahre mich Gott vor einem spottenden Gedanken gegen Jemand, in welchem, wie es scheint, die Kunst zu einer Wahrheit geworden ist.

Alexia richtete ihre Augen mit einem dankbaren Blick zu St. Felix auf und wandte sich weg, um die Thränen zu verbergen, welche ihr unaufhaltsam aus den Augen stürzten. St. Felix sah sie und verließ, nachdem er sich den beiden anderen Damen empfohlen, schnell und hastig das Zimmer.

Kapitel IV.

„Laß ab von mir, und liebe nur
Die heitern Schmetterlinge,
Die da gaukeln im Sonnenlicht.
Laß ab von mir und dem Unglück!“
Heine.

Mehr denn zwei Wochen verstrichen, ohne daß St. Felix sein Versprechen, wiederzukommen, erfüllte. Frau von Meyen fand es sonderbar, Fanny beklagte es laut, und Lord Teevendale, welcher ihn noch einmal besucht hatte, erzählte, daß er ihn sehr aufgeregt und leidend gefunden. Aleria schwieg, und das Gespräch ward abgebrochen. Ein Besuch des Herzogs von Winstoun, welchen Lord Teevendale bei Frau von Meyen eingeführt hatte, nahm den Rest des Nachmittags in Anspruch. Der Herzog, dessen Gemahlin noch immer leidend war, schien viel Interesse an Alerien zu finden und bat, sie der Herzogin vorstellen zu dürfen, was Frau von Meyen gern gewährte. Das Gespräch war lebhaft, bis bei einer zufälligen Erwähnung von St. Felix's Namen der Herzog, als er die

Anwesenheit des Letzteren in Venedig erfahren, plötzlich verstimmt wurde und sich bald darauf entfernte. Auf Befragen erklärte Lord Teevendale, daß Winstoun eifersüchtig auf St. Felix gewesen und daß die schöne Herzogin Eleonore aus Gram über die Abreise des Virtuosen krank geworden sein solle. Hieran schloß Lord Teevendale noch einige Erzählungen von Abenteuern St. Felix's, welche er in Paris und London gehört hatte; endlich entfernte er sich und ließ die Familie in ziemlich gedrückter Stimmung zurück.

Frau von Meyen begab sich jetzt zur Ruhe; Fanny ward von ihrem Gemahl, der den Tag vorher wieder in Venedig eingetroffen war, in's Theater geführt, und Alexia, nachdem sie Beide in die Gondel hatte steigen sehen, öffnete das Fenster, um frische Luft zu schöpfen. Der Abend wehte feucht und mild herein und Alexia warf einen Domino um — eine Tracht, welche ihrem phantastischen Geschmack zusagte — und schritt die schmalen Straßen entlang, welche längs den Häusern hinliefen. Der Himmel war dunkel und sternlos, nur der Mond lugte grell aus den Wolken und spielte in hellen Schlaglichtern auf den leicht bewegten Wellen, auf denen die schwarzen Gondeln mit dem einsam leuchtenden Flämmchen der Laterne, welche sie führen, dunklen Schatten gleich hin und wieder glitten. Zau-

berhaft ist Venedig im Mondlicht mit seinen zahllosen, leichtgeschwungenen Brücken und seinen großen, ein wenig zerrütteten Prachtgebäuden, welche so machtgebrochen, so beredt von der Nichtigkeit aller menschlichen Größe und doch so stolz in die sie umspielende Fluth blicken. In ihren Domino gehüllt, schritt Aleria langsam vorwärts, und gelangte bis auf das prachtvolle Ponte Rialto, von welchem aus der Anblick von Venedig am großartigsten ist. Hier stand sie still und betrachtete das vor ihr liegende wundervolle Gemälde; sie dachte nicht an sich, sondern an die Vergangenheit dieses kleinen merkwürdigen Staates, dessen Geschichte isolirt von dem Geschicke der übrigen Welt und doch in dasselbe eingreifend, fast ohne Beispiel in den Annalen der Menschheit ist. Aus ihren Betrachtungen ward sie indessen durch die Annäherung eines Fußgängers gerissen, welcher, als er an ihr vorübergehen wollte, plötzlich still stand und sie einen Augenblick lang betrachtete. Aleria bemerkte es, und es fiel ihr auf, weil Frauen sich in Venedig oft zur Zeit der Dämmerung auf die Straßen wagen, und wenigstens deßhalb nicht beobachtet und belästigt werden. Sie wollte gehen, aber der Mond brach eben aus den Wolken, welche ihn einen Augenblick lang umdüstert hatten, und beleuchtete die Gestalt des Fremden. Ale-

ria erbebte und blieb regungslos stehen, denn sie kannte diese goldblonden Locken und diese große blasse Stirne — und sie hatte nicht den Muth, zu fliehen. St. Felix — denn er war es — blieb einen Augenblick lang unschlüssig stehen; dann näherte er sich ihr. Ich glaubte Sie zu erkennen — sagte er ehrerbietig, indem er sich verneigte — verzeihen Sie, wenn ich Sie gestört habe; ich freue mich, Sie zu sehen. Ich freue mich gleichfalls, erwiderte sie mit schwankender Stimme; der Zufall begünstigt mich sehr, warum sind Sie nicht gekommen, wie Sie es versprochen? — Ich leide viel! — erwiderte St. Felix — ich habe nicht gewagt zu kommen. Man muß keines Menschen Güte mißbrauchen; ich hätte Ihnen nicht zumuthen können, alle meine Launen zu ertragen und zu vergeben. Alexia antwortete nichts; sie erbebte in einer schmerzlichen Empfindung und richtete unwillkürlich auf den Virtuosen einen beredten Blick, welcher zu sagen schien: Ich habe auch gelitten, und weiß die Schmerzen Anderer zu würdigen; hättest Du das nicht ahnen können?

St. Felix blieb still und Beide standen einige Minuten lang stumm, aber ohne sich beengt zu fühlen, neben einander. Endlich fragte Alexia, ob er nicht fürchte, seiner Gesundheit durch diese abendlichen Wanderungen zu schaden.

Ich fühle mich wohl unter diesen Trümmern einer stolzen Vergangenheit! sagte St. Felix — ich werde hier gesund werden. Ich wandere fast jeden Abend allein durch diese Straßen und werde meiner Gedanken nie überdrüssig.

So hat uns denn derselbe Trieb hinausgeführt! sagte Alexia mit Lebhaftigkeit; es geht mir wie Ihnen. Doch kann ich nicht sagen, daß mich der Anblick von Venedig in eine angenehme Stimmung versetzt. Ich fühle mich nur erregt — gedankenvoll gemacht; aber freilich liegt in der Aufregung die größte Wonne des Lebens!

Das finden Sie? rief St. Felix mit einiger Heftigkeit.

Warum nicht? entgegnete Alexia gelassen — ist das etwas so Unnatürliches? Ich habe ein lebhaftes Gefühl und ich liebe Venedig, weil ich mich hier in eine andere Welt versetzt finde — weil sich mir bei jedem Schritte eine historische Erinnerung aufdrängt, oder, besser gesagt, weil man mit ein wenig Phantasie sich hier ganz in die Zeiten zurückträumen kann, in denen Venedig noch eine Geschichte hatte. Ich glaube bisweilen in Venedig's Glanzzeit zu leben, denn das klägliche Ende, welches die einst allmächtige Gewalt der venezianischen Regierung genommen, drängt sich

hier der Beobachtung nicht auf; es scheint Alles noch so zu sein, wie es damals gewesen; der Einbildungskraft wird hier durch keine Platitüde des Lebens eine Schranke gesetzt.

Und warum, fragte St. Felix, warum suchen Sie so eifrig Alles zu vermeiden, was Ihnen die Illusion stören und Sie der Gegenwart zurückgeben könnte? — War denn jene Vergangenheit so schön, so erquicklich für ein junges Gemüth, wie das Ihrige?

Es genügt, erwiderte Aleria, daß etwas unserer Phantasie imponire, um uns zu fesseln; wir versenken uns meist in die Bilder am liebsten, welche uns Anfangs Schrecken und scheues Erstaunen einflößen. Auf die venezianische Regierung paßt das Alles. Groß ist der Gedanke, durch das bloße Verhüllen aller Verhältnisse, durch die Heimlichkeit jeder Maßregel, durch das Geheimniß, welches sich bis über den Tod hinaus erstreckte, ein ganzes Volk zu bändigen — groß und eigenthümlich, ohne Beispiel in der Geschichte; aber gräßlich ist diese schrankenlose Willkür, welche eifersüchtig jeden freien Gedanken rächte — welche beinah in Person die Staatsgefängnisse bewachte, welche den Schrei um Gerechtigkeit erstickt, der vergebens zum Tag emporzuringen suchte — welche die Verurtheilten Nachts an einem Orte ertränkte, welcher gebannt war

und wohin sich keine Gondel — keine Fischerbarke verirren durfte. Schauderhaft ist diese Willkür und ein Gefühl des Grausens befällt mich jedesmal, wenn ich den dunklen Palast, den der Doge bewohnte, und jene Brücke betrachte, über welche kein Mensch ging, ohne den Hoffnungen des Lebens gute Nacht zu sagen, und die mit Recht die Seufzerbrücke heißt. Aber groß ist sie dennoch, diese Willkür; sie zieht uns an, wie eine alte gräßliche Sage, welcher wir schaudernd aber gespannt lauschen. In solcher blassen Mondbeleuchtung bilde ich mir oft ein, die Schatten jener Unterdrückten vorbeiziehen zu sehen; ich habe einen wilden Reiz darin gefunden, mich unter sie zu mischen und mit ihnen den Gewalthabern zu fluchen, welche vergaßen, daß auch das Volk Rechte hatte, und ihm die Freiheit des Gedankens und mit dieser die Menschenwürde raubten.

Und doch, sagte St. Felix, angezogen von Alexiens phantastischer und dennoch so natürlicher Sprache, doch fühlten sich die Venezianer wohl unter dem Drucke jenes Despotismus! Der Venezianer liebte sein Vaterland und war stolz darauf; Venedig war eine Republik und der Venezianer glaubte sich frei. Sehen Sie jene Paläste an — war wohl eins von den Herzen der stolzen Patrizier, die sie bewohnten, welches nicht bei dem Worte der Freiheit erglüht wäre? War

wohl ein Auge, welches nicht begeistert zu dem geflügelten Löwen von St. Marcus und jenen flatternden Standarten aufblickte, den Siegestrophäen, welche die mächtige Meeresbraut, wie sich Venedig nannte, in so manchem heißen Kampf errungen? — Was ist Freiheit? — was ist Menschenwürde?

Was sie ist? — wiederholte Alexia — grämen würde ich mich, wenn hinter jenen Mauern nicht manches Herz in Unwillen erglüht wäre, weil die Regierung ihren Unterthanen, statt ihnen das Recht zu geben, ihre heiligsten Interessen selbst zu bewahren, durch Vergnügungen und sinnliche Genüsse, auch durch Ruhm, wenn Sie wollen, berauschte und ihnen eine verderbliche Sittenfreiheit gestattete, um ihre Gedanken in Fesseln zu schlagen. Was hat der Mensch Besseres als den Gedanken und das freie Wort? — Was bleibt an ihm, wenn man ihm den klaren Sinn berückt und den freien Aufschwung mordet, der allein zu dauernder Größe befähigt? — Die venezianische Regierung hat kunstvoll diesen geistigen Mord an ihren Unterthanen vollstreckt, ohne daß die Greuel zu Tage kamen, welche sie dabei in Anwendung brachte. Venedig's Geschichte ist die der heimlichen Verbrechen, der unterdrückten edlen Leidenschaften geworden, und es trägt die Farbe der Trauer, um die ewigen Wun-

den zu verdecken, aus denen noch immer das Blut quillt.

Es quillt nicht mehr! erwiderte St. Felix. So wenig das frühere Geschlecht sich um die tragische Ironie kümmerte, welche in der venezianischen Staatsverfassung auf das Wort der Freiheit lag, welches sie an der Stirn trug, so wenig weiß das jetzige von der grauenhaften Poesie, welches dasselbe in all' diesen Reminiscenzen einer zugleich großen und schmählichen Vergangenheit umgiebt.

Das heutige Geschlecht, rief Aleria, fände es nicht beweinenswürdig, daß die Regierung einem gefesselten Volke etwas von Ruhm und Freiheit vorzulügen wagen durfte, und es mit Erfolg that? — fände es nicht beweinenswürdig, daß die Regierung, als sie endlich stürzte, weil sie nicht von einem freien Volke getragen ward, auch den ganzen Staat mit in den tödtlichen Sturz hineinriß und den Schauplatz so vieler Triumphe einer fremden Macht anheimfallen ließ?

O nein! erwiderte St. Felix wehmüthig — dies Geschlecht würde kaum verstehen, was Sie da sagen. — Ihr Geist ist frisch und allen Eindrücken zugänglich — Sie betrachten Venedig mit dem Blicke einer dichterischen Seele und mit dem Auge der Geschichte — der Venezianer lebt im Augenblicke. Sie beklagen den

Verlust der Gedankenfreiheit — Sie trauern über eine gesunkene Größe; der Venezianer aber befindet sich recht wohl ohne diese Freiheit, welche Sie so hoch stellen. Er hat sein Theater, seine Improvisatoren, seinen Kaffee — seine Rendezvous. Was soll er mit den großen Gedanken? — die großen Gedanken sind immer störend. Der Venezianer will nichts als glücklich und unterhalten sein — er lebt im Augenblick; er ist was Sie nicht sind — er ist Philosoph.

Und ist das Philosophie? fragte Aleria heftig, indem sie St. Felix anblickte.

Ja! entgegnete der Virtuose ruhig. Sie werden das eines Tages einsehen und an mich denken.

Aleria faltete die Hände auf der Brust zusammen und schauderte unwillkürlich; ihre Schritte wankten.

Und das sagen Sie, der Sie für eine Zukunft gelebt und gearbeitet haben — der Sie, wie ich fürchte, Ihr physisches Wohl aus übermäßiger Anstrengung um etwas das Leben Ueberdauerndes vernichtet haben — Sie? —

St. Felix seufzte bei dieser Frage unwillkürlich auf, und ein schmerzliches, doch mildes Lächeln flog über seine Lippen. Wie kamen wir denn darauf? fragte er — ich hätte Ihnen das nicht sagen sollen. Ich hätte bedenken müssen, daß Sie nicht den Uebrigen

gleichen, an denen ein solches Wort unverstanden und nur halb gehört verhallt. Wie heißen Sie mit Vornamen?

Ich heiße Aleria — antwortete die Gefragte zitternd, indem sie St. Felix mit einem Blicke ansah, in welchem sich schon die Vorboten eines ihrem Herzen drohenden Sturmes spiegelten — warum fragen Sie mich? — Ihr Taschentuch entfiel ihr dabei; sie neigte sich gleichzeitig mit St. Felix nieder, um es aufzuheben, und ihre Hände trafen einander. Der Virtuose ergriff ihre Hand und drückte dieselbe mit einer starken Bewegung länger, als selbst venezianische Galanterie gestattet haben würde, an die Lippen; Aleria litt es widerstandsunfähig. Ich wollte Ihren Namen wissen, um mich besser an Sie erinnern zu können! sagte er dann, indem er ihre Hand losließ. Sie haben einen schönen Namen, der für Sie paßt.

Lassen wir ihn, sagte Aleria — sagen Sie mir, was Sie vorhin andeuteten.

Ich weiß nicht mehr, was es war, erwiderte St. Felix; ich glaube, es war ein Wort von meiner Lebensphilosophie, und ich denke, daß es besser — für uns Beide besser ist, uns nicht zu genau kennen zu lernen. Sie haben leider eben so viel Geist und Größe des Herzens, als Unschuld und Frische — und trotz

der letzteren Eigenschaften würden Sie Alles verstehen, was ich Ihnen sagen könnte, und vielleicht Manches davon lieben, was Ihren Frieden stören möchte. Denken Sie nicht mehr daran. Sind Sie immer glücklich gewesen?

Nein! entgegnete Alexia — ich habe beinah' verlernt, es zu sein.

Desto schlimmer! sagte St. Felix. Wir werden uns vielleicht nicht wiedersehen; es möchte mir später schwer werden, mich von Ihnen zu trennen, oder Sie zu verlassen. Leben Sie wohl und genießen Sie vom Leben so viel Sie können, und lassen Sie sich keinen Tag Ihres Daseins durch die Erinnerung an meine kranke Seele trüben, Alexia —

Alexia wandte sich weg und unterdrückte das Wort, welches auf ihren Lippen schwebte; dann wandte sie sich wieder nach der andern Seite; aber St. Felix war verschwunden. Sie fuhr mit der Hand über die Stirn, um sich zu besinnen, ob sie nur geträumt habe und ob sie hoffen könne, durch plötzliches Erwachen aus dem Schlafe einer ihr schon bewußt werdenden Leidenschaft zu entrinnen. Aufgeregt, körperlich zum Tode ermattet, elend schon, daß St. Felix sie, ob vielleicht auch aus einem edlen Motive verlassen, wankte sie nach ihrem Hause zurück.

Kapitel V.

„Mein dunkel Verhängniß, nicht einmal
„Ist's eine geheime, süße Qual,
„Es ist eine offne Wunde!
Gerstenberg.

„Julie liebt mich! — Ich beneide keinen Gott.
Schiller.

In seiner Wohnung auf Santa Elena angelangt, warf sich St. Felix matt und erschöpft auf den Sessel vor dem Piano nieder, welches er seit einigen Tagen, unfähig, länger ohne Musik zu leben, sich hatte kommen lassen. Da dieser Mann nie ruhig sein konnte, und seine stets fieberhaft bewegte Seele irgend wohin ihre krankhafte Gluth ausströmen mußte, so hatten die Aerzte Unrecht, welche ihm die Arbeit untersagten. Die Einsamkeit vermehrte seine Hypochondrie mit jeder Stunde. Tagelang hatte er in seinem Zimmer mit Lektüre meist philosophischen Inhalts zugebracht, während die Nächte am Spieltische oder mit Abenteuern hingingen, von denen sein Herz nichts wußte, bis er endlich Frau von Meyen's Haus betrat. Beim Ein-

tritt in dasselbe hatte ihn eine Ahnung von Glück befallen; beim Hinausgehen hatte er das bizarre Gelübde gethan, nicht wieder zu kommen. Er hatte Alerien nicht wiedersehen wollen; er wußte selbst nicht warum. Und nun hatte er sie dennoch wiedergesehen und als ob es eine Schickung sei, fand er, als der Diener Licht brachte, auf seinem Tische ein Billet der Gräfin Manburg, welche ihn dringend zu sich einlud, um ihn ihrem Gemahl vorzustellen. Der Brief war so herzlich und liebenswürdig, daß St. Felix nicht widerstehen konnte. Er schrieb einige zusagende Worte und übergab dieselben seinem Diener zur sofortigen Besorgung. Dann stand er auf und ging, die Arme über die Brust gekreuzt, langsam im Zimmer auf und ab. Ich werde wieder hingehen — murmelte er — und warum? — Konnte ich der sanften Schwester nicht diese Bitte abschlagen und vermeiden, ein Wesen unglücklich zu machen, dessen Herz ein besseres Loos verdiente? — Eines — eines nur? fuhr er fort, indem er zufällig vor einem Spiegel stehen blieb, den das Licht der Lampe bestrahlte. Thor, der ich bin! ich rede, als ob sie mich lieben müsse! — Was hätte sie in diesen zerrütteten Zügen Anziehendes finden können? was hätte sie an mich fesseln sollen, die sie mich nur zweimal gesehen und nicht einmal spielen gehört. Seh' ich nicht

aus wie ein Gespenst unter den vollen reichen Physiognomieen des Südens? — Thorheit — Thorheit! so leichten Kaufes wird ein junges, reiches, gefeiertes Mädchen nicht unglücklich. Also um ihretwillen ist die Besorgniß unnütz — und um meinetwillen — Er brach den Satz ab, verließ den Spiegel und begann auf's Neue seine Wanderung im Zimmer.

Wie fluchbelastet ist mein Leben! fuhr er nach einer Pause fort — wie trostlos dieser krankhafte Egoismus — wie trostlos alle diese hohlen, sinnberückenden Leidenschaften! Mit welchem gräßlichen Spott krönt das Schicksal alle meine Wünsche, um jede seiner Kronen unter meinen Händen zum spitzen Dolch werden zu lassen! Gott gab mir den Ruhm, der meine Jugendträume beseelte, aber schmiedete mich damit an ein glühendes Rad, welches unaufhaltsam durch die Welt rollt und mich vergebens nach einer Minute der Ruhe schmachten läßt. Wohin geht denn endlich mein Lauf? Leide ich nur deßhalb alle Todesqualen, damit die Welt sich an dem glänzenden Feuerreif ergötze? Soll ich ein Meteor in einer Welt sein, die mir nichts bietet — in welcher das Bewußtsein der Leere meines Herzens, an der mein besseres Selbst langsam zu Ende krankt, mich Tag und Nacht wie ein Gespenst verfolgt? Ich habe keine Gefahr gescheut,

um aus den Wogen des Lebens, aus den Klippen und Sandbänken einige Perlen zu holen, die ich der Welt zu Füßen geworfen. Ich habe nichts für mich behalten — ich habe mich selbst, meine Kraft, meinen Frieden, meine Tugend auf dem Altar der Kunst geopfert. Ich habe nichts mehr zu geben und nichts mehr zu suchen. Ich stehe bettelarm in der Welt; wo ist mein Lohn? Und wenn es möglich wäre, eine edle Seele zu finden, die mich lieben, die ich lieben könnte, wozu, als wiederum zum Elend, könnte es führen?

Liebe! sagte er, indem er in eine Ottomane sank und den Kopf in die Hand stützte — wenn diese überspannte aber reine Seligkeit, von welcher ich bisweilen geträumt habe, eine Wahrheit sein könnte, würde ich, der ich in tausend unwürdigen Leidenschaften meine Kraft zersplittert habe, sie denn noch empfinden können? — Und wenn ich es könnte, wo wäre der Reiz, der sich nicht erschöpfte, der Geist, der keine Lücken hätte — die Leidenschaft, welche schrankenlos der meinigen antwortete — die Tragik, die meinem Verhängniß entspräche? — O, laßt es mich nicht glauben, himmlische Mächte, daß sich in ihr das Alles vereinigte! — Täusche dich nicht, armer Thor — es wird sich auch bei ihr nicht finden! — Weiß ich doch kaum, was mich zu ihr hinzieht — wird es doch nichts sein,

als eine flüchtige Theilnahme, welche ihr Geist mir einflößt! Mag es denn d'rum sein — ich will sie kennen lernen! Enttäuscht sie mich — nun gut — so ist's ein Mal mehr zu all' den tausend Malen — enttäuscht sie mich nicht — so mag kommen, was will: ich weiß das nicht zu denken! —

St. Felix sah Alexien wieder. Er sah sie in Gesellschaft von Andern, war Zeuge, wie sie in den verschiedensten Beziehungen ihre geistige Vollendung entfaltete, sah, wie sie von Allen, die ihr nahe kamen, bewundert und vergöttert wurde, hörte sie zu verschiedenen Malen Clavier spielen, und lehnte an ihrem Piano mit dem Entzücken, ein Genie zu entdecken und dasselbe in seiner ganzen Ausdehnung würdigen zu können. Nur kurze Zeit verweilte er jedes Mal in dem belebten Kreise, den er fast immer in Frau von Meyen's Hause fand; aber schon verstand Alexia das beredte Schweigen — die kurzen Worte, welche er bisweilen an sie richtete — die Sprache seiner tiefen, meist schmerzlich blickenden Augen. Und wenn sie sich Zwang anthat, um in seiner Gegenwart mit Unbefangenheit die Schätze ihres Geistes aufzudecken, so war es mehr als ein Mittel zur Annäherung, der Wunsch, vor diesem Menschen als ein Wesen zu stehen, das würdig sei, das schmerzliche Räthsel seiner Natur

zu lösen. Alexia kannte ihre eigne, so ganz absolute Natur; sie versuchte nicht erst, ein Gefühl zu unterdrücken, welches sie in gewissem Maße beseligte, ohne daß sie sich die Gefahr desselben verhehlte. Stundenlang sann sie am Clavier, seine Melodieen spielend, welches die Schicksale seines Lebens gewesen sein möchten; und Abends, wenn ihre Mutter sich zur Ruhe begeben hatte, enteilte sie dem Hause, um einsam in einer Gondel, in ihren schwarzen Domino gehüllt, durch Venedig's feuchte Straßen bei Santa Elena vorbeizufahren. Und wenn der taktmäßige Schlag der Ruder und das leichte Geplätscher der Wellen an ihr Ohr schlug, und wenn ihr Gondolier eine alte Volksmelodie, oder eine Stanze des Tasso sang, und der langhallende Ton von einem zweiten vorüberfahrenden Gondolier beantwortet wurde, und wenn die ganze dunkle phantastische Scenerie Venedig's vor ihrem traumbefangenen Blick vorüberschwebte und ihr künstlerisches Auge entzückt darauf weilte, und tausend Melodieen ihrem innern Ohr erklangen, irrte dieses ganze reiche Flammengemüth dennoch unbewußt um einen Punkt und brach trostlos zusammen vor den verschlossenen Tiefen von St. Felix's dunkler Seele.

An einem Nachmittage, als Alexia aus der Thür ihres Hauses trat, landete eine Gondel an demselben,

und als sie dem Gondolier winkte, um den jetzigen Inhaber abzulösen, sah sie, daß derselbe Niemand anders als St. Felix war, welcher sie hätte besuchen wollen.

Sie gehen aus! fragte er — Sie werden heute Abend nicht wiederkommen?

Ich kann nicht bleiben! erwiderte Alexia — schon seit drei Tagen bin ich angemeldet; was soll ich thun?

Gehen Sie! sagte St. Felix — man muß niemals von seinem ersten Vorsatz ablassen; aber lassen Sie mich Sie begleiten.

Alexia fuhr überrascht und bestürzt zusammen, neigte indeß bejahend das Haupt. Der Virtuose sprang wieder in die Gondel, reichte ihr die Hand, um ihr einsteigen zu helfen — und die Barke schaukelte fort. St. Felix setzte sich neben Alexia und heftete unverwandt seine schönen Augen auf ihr Gesicht; Alexia blickte in das Wasser auf ihr und St. Felix's schwankendes und unaufhörlich in einander fließendes Spiegelbild. Dann als ob sie fürchte, verlegen zu scheinen, wandte sie sich zu ihm und fing an, sich mit ihrer freien Natürlichkeit über die sie umgebenden Gegenstände zu verbreiten, aber schon überhauchte eine heimliche Melancholie alle ihre Worte, und St. Felix bemerkte es und seufzte. Jetzt fuhren zwei bis drei

Gondeln vorüber; man sah in denselben mehrere vornehme Venezianer, welche sich wahrscheinlich in's Theater begeben wollten. Sie waren sämmtlich in schwarze Dominos gehüllt, während die Gondoliere, wie das häufig, namentlich an Festtagen gesehen wird, weiße Gewänder mit farbigen Schärpen trugen. Sehen Sie, sagte Alexia, indem sie mit dem Finger auf die vorüberziehenden Fahrzeuge wies — welche Bizarrerie! — In Venedig tragen die Vornehmen ewige Trauer; dem Volk hat man das bunte Festgewand überlassen. Ein Spiel des Zufalls, in welchem die tiefsinnigste Bedeutung liegt! entgegnete St. Felix. Es ist in der Welt des menschlichen Geistes wie hier; trauern kann nur der geistig Hochstehende.

Der Schmerz adelt den Menschen; die Trauer ist die Wappenfarbe des tiefgebildeten, vielgewiegten Menschen. Die große Masse kann keinen Schmerz empfinden. — Giebt es denn aber im Volke nichts Geistreiches und Tiefes, fragte Alexia, gleichviel ob entwickelt oder unentwickelt? sollte es im Volke keinen geborenen Geistesaristokraten, Keinen von der einer ewigen Trauer fähigen Gefühlsbildung geben? — Es giebt Ausnahmen, antwortete St. Felix, aber ich glaube im Ganzen nicht an den Edelsinn des Volkes; von Hause aus ist der Mensch schlecht, und nur ein

sorgfältig entwickelter Geist vermag seiner Schlechtigkeit die Stange zu halten. — Das spricht Ihre Hypochondrie, sagte Alexia, sind Sie denn nicht ein Engländer, ein Kind der freisinnigsten Nation? — St. Felix's Stirn umdüsterte sich bei diesen Worten. Ich bin ein Künstler, sagte er, und habe kein Vaterland; übrigens denken Sie sich England und die Engländer anders als sie sind. — Kein Vaterland? wiederholte Alexia, und haben Sie denn Niemanden auf der Welt? keine Eltern, keine Geschwister? — Es war die erste Frage, die Alexia jemals in Bezug auf ihn selbst an ihn richtete. St. Felix blickte sie mit unbeschreiblicher Wehmuth an. Ich habe einen Vater, sagte er leise zu ihr, den ich nicht immer gehabt habe; wollte Gott, ich hätte ihn nie gefunden! Alexia blickte bei diesen Worten fragend zu dem Virtuosen auf, er schüttelte aber den Kopf zum Zeichen, daß er nicht weiter reden wolle, und Alexia schwieg.

Nach einer Weile sagte sie: Ich kenne jetzt seit mehreren Wochen den gefeiertsten Virtuosen Europa's und habe ihn noch nicht spielen gehört. Sie haben mir versprochen zu spielen, Herr Morven St. Felix, aber wann?

Herr Morven St. Felix, entgegnete der Virtuose lächelnd, versteht nichts von der Kunst und weiß nichts

von dem Genie des Fräuleins von Meyen; er ist ein schweigsamer Hypochondrist; Reginald St. Felix wird glücklich sein, einmal in Tönen (aber es müßte ohne Zeugen sein) zu dieser Alexia zu sprechen, welche werth wäre, eine Künstlerin zu sein.

Ach! rief Alexia, indem sie den Kopf rückwärts neigte und die Augen schloß — ich werde einmal davon mit Ihnen reden.

Sie waren nicht für das traurige Loos der Mittelmäßigkeit gemacht! fuhr St. Felix fort, indem er ihre Hand ergriff und an die Lippen drückte. Sie haben Genie und, nicht wahr, Sie haben Gefühl — Sie haben Entschlossenheit und Leidenschaft?

Ich glaube! murmelte Alexia; ich fürchte, nur zu viel von Allem!

Niemals zu viel! sagte St. Felix leise, indem er sich über Aleriens schöne Hand beugte und dieselbe mit tiefer Gluth im Blick betrachtete; was hätten Sie zu fürchten?

Die Barke landete; Alexia fuhr auf — der Zauber war gebrochen.

Leben Sie wohl! sagte sie mit erzwungener Kälte im Ton — leben Sie wohl!

Zu wem gehen Sie? fragte der Virtuose.

Zur Herzogin von Winstoun, welche Sie kennen, wie ich gehört habe.

St. Felix fuhr zusammen. Es war, als ob plötzlich ein Blitz zwischen beiden in die Erde geschlagen sei.

Die Herzogin von Winstoun ist in Venedig? — der Herzog? fragte der Virtuose mit schwankender Stimme.

Sie sind beide hier! erwiderte Aleria mit gezwungener Ruhe. Es thut mir um Ihretwillen leid, daß Sie es noch nicht gewußt haben.

Warum? fragte St. Felix noch immer mit einiger Unruhe im Blick.

Aleria schwieg einen Augenblick, als ob sie mit sich selbst kämpfte; dann, indem sie auf St. Felix einen scheuen Blick warf, sagte sie:

Ich erinnere mich von Lord Teevendale erfahren zu haben, daß Sie ein Freund der Herzogin waren. Wenn ich Ihre Theilnahme dem Umstande verdanke, daß Sie von der Anwesenheit derselben nichts wußten —

St. Felix lachte bei diesen Worten laut auf; es war ein dämonisches, aus Schmerz und Wonne gemischtes Lachen. Aleria war indessen aus der Gondel gestiegen; auf die Ruderbank gestützt, sah St. Felix ihr nach. Engel — Engel! murmelte er, indem er die Hände faltete — sie ist eifersüchtig! — sie liebt mich!!

Kapitel VI.

„Keiner von des Unglücks wilden Küssen
Verzehrt dir heftiger die arme Brust,
Als ewig tief verachten das zu müssen,
Was du doch ewig seh'n und lieben mußt."

Beck.

Der Herzog von Winstoun empfing Alerien; Lord Teevendale war zugegen.

Meine Frau, sagte der Herzog, wird gleich erscheinen; sie ist sehr glücklich, Sie kennen zu lernen. Ein Rückfall in ihr altes Unwohlsein hat sie heute bis Mittag an's Bett gefesselt.

Aleria war noch zerstreut; sie suchte sich zu sammeln. Es ist sehr traurig, sagte sie, daß wir Ihre verlängerte Anwesenheit in Venedig einem so betrübenden Grunde, wie die Kränklichkeit Ihrer Gemahlin, zu danken haben.

Leider! sagte der Herzog mit einem tiefen Seufzer. Mich rufen die wichtigsten politischen Angelegenheiten nach England zurück, und ich möchte meine Frau so ungern allein in Venedig zurücklassen. Sie soll nach

Neapel; aber für den Augenblick wird jede, auch die unbedeutendste Reise durch ihren Gesundheitszustand unmöglich gemacht.

Alexia wußte nichts zu antworten; der Herzog wandte sich zu Lord Teevendale. Ich kenne nicht eine solche fieberhafte Erregtheit, verbunden mit solcher Schwäche — eine solche Schwermuth und Reizbarkeit! sagte er traurig. Wenn ich es wagen dürfte Sie zu bitten, Fräulein von Meyen, durch Ihre Gegenwart Eleonoren bisweilen von sich selbst ab, auf Ihren reich ausgestatteten Geist zu lenken, so würden Sie mir eine Freundschaft beweisen, welche ich nicht vergessen würde.

Ich werde mich geehrt fühlen, sagte Alexia, die Herzogin sehen und erheitern zu dürfen. Vielleicht liebt sie auch die Musik.

Ueber das Gesicht des Herzogs flog eine leichte Röthe; er schien mit Gewalt eine Erinnerung zurückdrängen zu wollen, welche ihn aufwallen machte. Eleonore liebt die Musik! sagte er — aber dieselbe regt sie auf. Sie wird auf den Genuß verzichten müssen, Sie spielen zu hören; wir haben kein Clavier im Hause.

Und doch, warf Lord Teevendale nicht ohne einen Anflug von Malice hin — doch ist die Herzogin sehr musikalisch, wie Jedermann bekannt ist. Sie hat die

schwierigsten Piecen moderner Componisten — St. Felix unter andern — überwunden.

Allerdings spielte sie viel St. Felix — zu viel vielleicht für ihre Nerven! sagte der Herzog mit verhaltener Bitterkeit. Der Virtuose, der, wie ich glaube, ein großer Künstler ist, besuchte mich in London häufig im vorigen Jahre. Er kommt noch immer zu Ihnen, Fräulein von Meyen, nicht wahr?

Ich sehe ihn zuweilen, antwortete Alexia mit Ueberwindung. Ich glaube, er würde sich geehrt fühlen, wenn er auch in Venedig zu Ihnen kommen dürfte.

Ich will es weder wünschen, noch glauben! versetzte der Herzog schnell — er scheint mir einsam leben zu wollen. Es gab eine Zeit, in der ich sehr eitel auf den Vorzug war, mit welchem St. Felix mein Haus beehrte; jetzt würde ich das Aufregende seiner Musik und seiner musikalischen Gespräche für Eleonoren fürchten. Wissen Sie nicht, wie lange er in Venedig bleiben wird?

Ich habe mit ihm nie über ihn selbst gesprochen! entgegnete Alexia etwas verwirrt.

Er hat sich also niemals über die Motive seines Aufenthaltes in Venedig ausgesprochen.

Niemals! entgegnete Alexia; wissen Sie dieselben?

Woher sollte ich sie wissen? warf der Herzog hin

— wer weiß denn etwas Sicheres über diesen Menschen? Das Räthselhafte seines Lebens scheint unergründlich, und so viele Gestalten man sich auch in diesem Halbdunkel kreuzen sieht — zu wie vielen Muthmaßungen man auch veranlaßt wird, so kommt doch Niemand auf den Grund. Daß er sich heimlich nach Venedig begeben hat, scheint mir außer Frage zu stehen.

Heimlich?! wiederholte Alexia zitternd — und was hätte St. Felix zu fürchten?

Ich weiß es nicht! erwiderte Winstoun kalt. Vielleicht hat dieser Mann mehr Ehre als Sittlichkeit, und hat sich durch Entweichen nach Venedig einer ihm aufgedrungenen und verhaßten Rolle entziehen wollen, welche er in letzter Zeit mit Widerwillen gespielt haben soll.

Ich verstehe Sie nicht! sagte Alexia in heftiger Spannung, welche Rolle?

Die Rolle eines Diplomaten! versetzte Winstoun. Haben Sie denn nichts davon gehört, Mylord? — Sind Sie denn nicht direct von Paris hierhergekommen?

Nicht doch! versetzte Lord Teevendale, ich komme aus Wien. Ich reis't'e aus Paris im vorigen Jahre ab, noch ehe St. Felix dahin kam; ich konnte leider nicht bleiben. Erzählen Sie weiter; dieser Mensch interessirt mich.

Sie wissen nichts von St. Felix's Verbindungen mit dem Herzog von Amundeville? fragte Winstoun.

Nichts! entgegnete Lord Teevendale.

Nicht, daß die schöne Prinzessin von C., eine geschickte junge Intriguantin, welche am Pariser Hofe eine große Partei lenkte, die noch einigermaßen dem Einflusse dieses Herzogs, den Gott verdamme, die Stange hielt, um dieses St. Felix willen den Schleier genommen?

Ich weiß kein Wort davon!

Aleria wurde marmorblaß; sie starrte den Herzog an, ohne auf Lord Teevendale's forschende und eifersüchtige Blicke zu achten. Ganz Paris weiß es! fuhr der Herzog fort. Die Partei der Prinzessin ist zersplittert; der Herzog von Amundeville hat die unglaublichsten Künste gebraucht, um es so weit zu bringen. Er soll St. Felix gezwungen haben, ihm hülfreiche Hand zu leisten, was leicht gewesen sein muß; die Welt weiß, daß er auf die Frauen den unbegrenztesten Einfluß ausübt. Dennoch ist der Theil der Intrigue, welcher ihn persönlich betrifft — ich meine, von seiner directen Mitwirkung in derselben handelt, dunkel geblieben, und zwar durch des Herzogs Vermittelung, welcher, wie es nach gerade allgemein bekannt wird, wirklich in der genauesten Beziehung zu ihm steht.

Und St. Felix, rief Alexia, die letzten Worte überhörend — St. Felix könnte ein Verbrechen begangen haben?

Verbrechen, entgegnete der Herzog, ist ein starkes Wort. Uebrigens ist er vielleicht zu entschuldigen — der Herzog von Amundeville ist sein Vater.

Sein Vater! wiederholte Alexia, unfähig ihr Erstaunen und ihren Schmerz zu verhehlen — sein Vater! —

Ein merkwürdiger und, bei Gott, ein gefährlicher Mann! rief Lord Teevendale; die Damen mögen sich vor ihm in Acht nehmen. Die Lady Clifford brachte er in's Tollhaus — die Prinzessin von C. in's Kloster — und Ihre Durchlaucht die Fürstin Jaraczewska hat sich, wie man versichert, um seinetwillen zur Einsiedlerin gemacht!

Alexia fühlte sich vernichtet; ihr Herz blutete aus tausend Dolchstichen. Wer war denn dieser Mann, über dessen Leben man so furchtbare Andeutungen machte? Alexiens Gedanken waren klar und reif wie die eines Mannes, aber rein wie die eines Kindes; sein Genie, sein seelenvolles Auge, seine milden, obschon aus einem kranken Gemüthe kommenden Worte hatten sie hingerissen; sie bebte vor der Möglichkeit zurück, daß er ein Unwürdiger sei. Ob er sie liebe? — sie

hatte noch nicht daran gedacht — ob er ihr Liebe heucheln könne? — sie dachte zum ersten Mal daran — ob seine Seele schuldbeladen sei? — sie wußte es nicht; aber das wußte sie, daß sie, im Fall sie es je erfahren sollte, ihr Herz vor Gram zersplittern müsse. Der Glaube des Menschen neigt sich eben so sehr zu dem, was er fürchtet, als zu dem, was er wünscht und hofft. Ein Sünder vielleicht! — murmelte sie unhörbar vor sich hin — und ich verdammt, das Bild dieses Menschen auf immer in meiner Seele zu tragen!

Die Herzogin von Winstoun trat in diesem Augenblicke ein; Alexia erhob und verneigte sich mechanisch. Der Herzog machte sie mit seiner Frau bekannt; die Herzogin redete sie beinahe ehrfurchtsvoll an; sie antwortete förmlicher und gehaltener, als sie gethan haben würde, wenn ihr Herz wie ehedem, froh und frei geschlagen hätte. Eleonore war sehr bleich geworden, seit wir sie zuletzt gesehen; Alexien fiel das Scheue und Schüchterne ihres Benehmens auf. Sie dachte an das, was ihr Lord Teevendale erzählt hatte, und sagte bitter zu sich selber — die hat er auch geliebt!! —

Ein Diener meldete jetzt dem Herzog von Winstoun, daß ein Courier von London auf ihn warte, und der Herzog ließ Lord Teevendale mit den Damen allein. Das Gespräch wandte sich wieder auf St.

Felix, und Alexia athmete auf, als sie die Herzogin mit ziemlicher Unbefangenheit von ihm reden hörte. Es schien ihr einiges Licht über Eleonorens Verhältniß zu dem Virtuosen aufzugehen; mit der gespanntesten Aufmerksamkeit hörte sie dem Gespräche zu, welches Lord Teevendale, wie es schien, gar nicht enden wollte. Die Herzogin schüttelte zu Allem, was der Lord Wunderbares und Zweideutiges über St. Felix vorbrachte, den Kopf. Ich habe ihn ebenso wenig verstanden, wie die Andern! sagte sie — ich glaube, er war unglücklich. Aber von allem Schlechten, was die Leute über ihn flüsterten, habe ich nichts geglaubt; denn ich weiß besser als Alle, daß er gut war wie ein Engel.

Alexia fühlte sich bei diesem Worten vergleichsweise glücklich. Das Gespräch ging fort, bis der Herzog von Winstoun, erhitzt und aufgeregt, wieder in's Zimmer trat.

Verzeihung, rief er aus, daß ich alle Ceremonieen bei Seite setze! — Eleonore — ich muß morgen Venedig verlassen. Man ertheilt mir in dem diplomatischen Kriege, welchen Thiers und der Herzog von Amundeville mit Lord Palmerston in Betreff der orientalischen Angelegenheiten führen, eine ebenso ehrenvolle, als wichtige Rolle; ich kann es nicht vermeiden dar-

auf einzugehen. Es handelt sich hier noch um mehr als um die Unterdrückung Mehemed Ali's — es handelt sich hier um Englands Stellung zu Frankreich — es handelt sich um Sein oder Nichtsein des Herzogs von Amundeville, welchen ich für die politische Pestbeule Europa's halte. Ich werde Dir Alles genau erklären. — Kannst Du Dich entschließen, Venedig mit mir zugleich zu verlassen? Die Herzogin zerpflückte eine Rose, welche in einer Vase auf dem Tische stand. Lassen Sie uns heute Abend davon sprechen! sagte sie mit einem Seufzer.

Aleria und Lord Teevendale verabschiedeten sich beide. Er geleitete sie nach Hause, ohne zu sprechen; sein Herz war voll.

Kapitel VII.

„Qui es-tu? et pourquoi ton amour fait-il tant de mal?“

George Sand.

Drei Tage vergingen, während deren Aleria St. Felix nicht sah und wie von einem schweren Traum befangen lebte. Ueber ihr ganzes Denken und Empfinden hatte sich eine dunkle Wolke gelagert, an welche sie, aus Furcht vor dem Losbrechen eines innern Sturms, nicht zu rühren wagte. Um sich selber zu entfliehen, suchte sie Zerstreuungen auf, und wurde darin gern von ihrer Familie und mehreren Freunden, besonders von Lord Teevendale unterstützt, welcher mehr und mehr von ihr entzückt und hingerissen zu sein schien. Aleria täuschte ihre Umgebung über ihren wahren Gemüthszustand durch eine fast ausgelassene Heiterkeit. Die Bitterkeit ihrer verwundeten Seele machte sich Luft in einer scharfen, ihr sonst wenig eigenen Satyre, welche indeß, da sie nicht von der gewöhnlichen Anmaßung begleitet wurde, schon der Neuheit wegen liebenswürdig genug erschien, um ihre zahlreichen

Bewunderer nur noch mehr für sie einzunehmen. Endlich, am vierten Tage, brauchte sie Einsamkeit; sie ging aus dem Hause und stieg in eine Gondel, um durch die leise schwankende Bewegung der Barke ihr erregtes Gemüth in Schlummer wiegen zu lassen. Wie immer fuhr sie bei der Insel Santa Elena vorbei, und als sie das Auge über die Häusergruppen derselben schweifen ließ, verschleierten sich dieselben vor ihren Blicken; es waren ihre eigenen hervorbrechenden Thränen, welche, indem sie ihren stumpfen Schmerz in eine nie gekannnte Wehmuth auflös'ten, die äußere Welt ihren Blicken entzogen. In der Nähe des Markusplatzes landete sie, und so traurig fühlte sie sich, daß es ihr unmöglich schien, schon jetzt nach Hause zurückzukehren. Sie wollte versuchen sich zu zerstreuen, und trat in eines der Zelte, in welchem sich stets Taschenspieler, Improvisatoren und Charlatans aller Art finden, um das indolente und vergnügungssüchtige Volk zu unterhalten. Aleria, welche der italienischen Sprache mächtig und besonders von dem zarten, hauchähnlich leichten Dialekt der Venezianer bezaubert war, stand einen Augenblick still und versuchte einem jungen Improvisator zuzuhören, dessen klangvoller Stimme das Volk mit offenem Munde lauschte. Indessen litt ihr gedrücktes Gemüth sie nicht lange in dem engen Zelt unter der

dichten Menschenmasse; sie sehnte sich nach einem freien Um- und Aufblick, und es kam ihr der Gedanke, auf den Markusthurm zu steigen, von welchem aus sie Venedig noch nicht überschaut hatte. Sie folgte ihrer Eingebung und ließ sich hinaufführen; und als sie oben stand, vergaß sie in der That ihr ganzes Leid, so überraschend herrlich war die Aussicht. Man übersieht von hier die Dächer des Dogenpalastes nach den Lagunen zu, welche durch den schmalen Erdstrich des Lido von dem adriatischen Meere getrennt werden. Die Menge der schönen Inseln, welche sich aus dem blauen Meeresspiegel mit ihren Marmorpalästen und Kirchen erheben, gewährt ein Bild, wie man es sonst — und wie auch Alexia es in ihren kühnsten Phantasieen vergeblich gesucht hatte. Ich will vergessen, rief sie aus, was mich da unten drückt und quält — ich will vergessen, was ein Sterblicher da unten gefühlt und gesündigt haben mag — irren wir doch Alle! — sind wir doch Alle besser als unsere Handlungen! Ich will mich an Liebe nicht von einer andern Frau beschämen lassen! Wenn die Herzogin von Winstoun sagen konnte, daß sie das Schlechte, was man ihr von ihm gesagt, nicht glaube — ich kann es auch! — gab mir die Natur doch eine starke Seele! — Und Alexia wandte sich um; sie fühlte sich getröstet.

Aber als ob eine neidische Macht ihr diesen Augenblick der Ruhe mißgönnt hätte — als sie sich wandte, um wieder hinabzusteigen, stand vor ihr auf der Gallerie des Thurmes St. Felix, welcher, zufällig auf dem Markusplatze anwesend, als sie nach der Kirche zuschritt, ihr auf den Thurm gefolgt war. An ein Entrinnen war nicht zu denken. St. Felix reichte ihr die Hand; sie warf einen Blick auf sein aufgeregtes Gesicht, und brach in Thränen aus. In seinen Augen lag etwas, wie ein Vorwurf — etwas, was da sagte: Du, welche ich liebte, hast Du mich vergessen? — Aleria faßte sich; sie ging einige Schritte auf der Gallerie weiter, um ihre Thränen zu trocknen, und einen letzten Blick auf das sonnenbestrahlte Venedig zu werfen; St. Felix folgte ihr, aber er sah wenig auf das Gemälde zu seinen Füßen. Was ist Ihnen? sagte Aleria, versuchend ihre Unbefangenheit wieder zu gewinnen; sehen Sie wie schön die Welt, wie groß der Mensch ist, der sich inmitten der Wogen diese zauberische Heimat schuf! — Diese schöne Natur, entgegnete St. Felix, diese Gewalt des Menschengeistes über die Elemente kann ich bewundern, aber beruhigen kann sie mich nicht! — Und wenn Sie sich nach Ruhe sehnen, sagte Aleria, warum suchen Sie dieselbe nicht? — Es giebt keine, erwiderte St. Felix, es giebt keine für

die Unseligen, denen von der Wiege an ein Ideal leuchtete, welchem nachzujagen sie verdammt sind, — ja, Alexia, verdammt, sage ich — ohne es jemals erreichen zu können. Das Streben nach dem Sonnenglanze der Vollkommenheit blendet unsere blöden, für irdische Dämmerung gemachten Augen, und während wir uns blind starren in jene Strahlenpracht, straucheln unsere Füße auf der Erde und schweifen ab von den sichern, gebahnten Wegen. — Wenn das wahr ist, erwiderte Alexia mit schwankender Stimme — warum stürzt sich denn der Mensch, der eine große Befähigung in sich fühlt, nicht lieber in die sinnlichste Zerstreuung, um das Streben zu ersticken, welches ihm zu nichts Anderm gegeben ward, als um ihm seine Erbärmlichkeit klar zu machen? — Wir thun es oft genug, sagte St. Felix abgewandt; das Elendeste von allem Elenden in dieser Welt ist die Seele eines Künstlers, welche, zwischen Himmel und Hölle schwankend, kämpfen und ringen muß, bis der letzte Schmerz mit dem letzten Athemzuge ausgetobt hat. — Sie entreißen mir Alles, was mich bis jetzt beseligt hat, murmelte Alexia; ich glaubte, in jenem Streben läge die einzige begehrenswerthe Wonne des Lebens; auch ich wollte mein Glück — meinen Ruhm — mein Alles in ihm finden — auch ich glaubte mich für die

Kunst bestimmt! — Segne Sie Gott! sagte St. Felix feierlich, indem aus seinen Augen zwei brennende Thränen fielen — ich hab' es längst gewußt, auch kann es nicht anders sein. Ihr Genie wird Sie auf diese Laufbahn reißen, und Sie müssen sie auch wandeln; fern sei es von mir, Sie davon zurückreißen zu wollen; aber schütze Sie der Gott, den wir beide verehren, vor ihren Dornen und Versuchungen! — Amen! sagte Alexia, indem sie sich wegwandte und das Haupt neigte, so daß ihre blonden Locken über ihr Gesicht zusammenfielen. St. Felix nahm eine dieser seidenen Ringeln, welche über ihre Schulter hingen, und drückte dieselbe mit den Fingern; dann nahm er Alexiens Hand mit Hast und zog sie der Thurmtreppe zu; sie folgte ihm betäubt und willenlos. Unten angelangt, schritten sie, einander noch immer an der Hand haltend, durch das hallende Gewölbe des Doms; Alexia wankte; St. Felix mußte sie zu einem Sitze führen. Ein kleiner Altar mit einem Christusbilde und einem Weihwasserbecken war in der Nähe; auf die Stufen desselben sank Alexia nieder. St. Felix kniete neben sie hin und neigte sich über ihre Hand, welche er küßte und an's Herz drückte. Wenn ich Dich betrübt habe, sagte er leise und leidenschaftlich — wenn ich in Dein Auge durch mein prophetisches Unglückswort Thränen herauf-

beschworen habe, willst Du es meinem kranken Gemüth nicht vergeben, welches mich oft hinreißt, Dinge zu sagen und zu thun, welche ich bei ruhigem Verstande nicht verantworten möchte? — Alexia antwortete nicht; sie stand auf, ohne St. Felix ihre Hand zu entziehen, und ging aus der Kirche. Schweigend stiegen Beide in eine Gondel; St. Felix setzte sich zu Alexiens Füßen und sah ihr mild und freundlich in's Gesicht. Was weinst Du? — sagte er — warum zerreißest Du noch durch Deinen übermäßigen Schmerz meine schon so zerrissene Seele? — Soll ich mich heute von Dir trennen und das Bewußtsein mitnehmen, daß ich Dir eine Wunde geschlagen habe, die ich nicht heilen — daß ich Dir Thränen entlockt, die ich nicht stillen konnte? — ist es Dein Wille mich zu quälen und zu strafen? — Alexia schüttelte den Kopf; — St. Felix preßte die Hand an die Stirn und blickte, als ob er nie wieder wegsehen wollte, in ihr blasses Gesicht. O Sprache — Sprache! rief er aus — einen Ausdruck für dies Gefühl! — ein Wort für dieses brennende Entzücken, in welchem das kaum erblühte Leben meiner Seele unterzugehen droht! — Gott sei Dank, ich bin Künstler! — ich habe eine Sprache, die da anfängt, wenn die gröbere aufhört auszureichen — ich habe die Musik — in ihr wirst Du mich verstehen! —

Komm mit in mein Haus auf Santa Elena — ich habe ein Piano dort, seit ich Dich kenne! — Aleria ließ St. Felix's Hand bei diesen Worten los, und stand mit einer Bewegung des Stolzes auf; aber sie zitterte so heftig, daß sie sich festhalten mußte und gleich darauf wieder auf die Bank niederfiel. Daß Sie mir diesen Vorschlag machen, sagte sie mit Kraft und Bitterkeit, beweist mir, daß Sie mich verachten; ich fordere von Ihnen Rechenschaft über dieses Wort; was habe ich gethan, um Ihre Verachtung zu verdienen? — Verachtung? wiederholte der Virtuose mit dem schmerzlichen Hohnlachen einer mißdeuteten Absicht — Verachtung Dir? — setze Dich doch nicht selbst so herab; wie kann ich Dich verachten? Braucht es denn noch eines Worts, um uns zu sagen, daß wir uns lieben, und kann ich Dich beleidigen, Dich unglücklich machen wollen, wenn ich Dich anbete? Aleria weinte laut auf bei diesen Worten; St. Felix küßte ihr die Hände, die Kleider und die ausgefallenen Locken; dann fuhr er fort: Was weinst Du? — was sträubst Du Dich? — Hättest Du nicht den Muth zu sagen, daß Du mich lieb hast, während Du doch den Muth hast, mir durch Dein Weinen das Herz zu brechen? — Die Welt, versetzte Aleria, würde mich brandmarken, wenn sie wüßte, daß ich Sie anhören

könnte, ohne mich auf ewig von Ihnen zu trennen; weil ich nicht thue, was ich müßte, darum fürchte ich Ihre Verachtung! — Was willst Du mit Deiner Verachtung? erwiderte St. Felix heftig — lege den Maßstab der Welt an die Kinder dieser Welt; der Mensch, der einen Funken Poesie in sich trägt, macht sich nicht zum Sklaven ihrer Formen, und wir beide haben nicht am wenigsten Poesie im Leben. Alexia begrub ihren Kopf in ihre Hände; die Barke landete in diesem Augenblicke an dem Hause des Virtuosen. Ich bin am Ziel, sagte er aufstehend — Du bist frei, mich zu begleiten oder nicht. Alexia erhob sich und wankte; nicht wissend was sie that, von Leidenschaft und Liebe vorwärts getrieben, folgte sie ihm, obgleich mit furchtbarer Ueberwindung. Der Virtuose zog sie mit sich fort, ohne ein Wort zu sprechen; in seinem Hause, in seinem prachtvoll eingerichteten, doch ungeordneten Zimmer angelangt, strich er ihr sanft die Haare aus dem marmorblassen Gesicht und küßte sie auf die Stirn. Was hättest Du mir sein können, sagte er sanft und ruhig, wenn ich Dich früher gekannt hätte, als mein Herz noch jung und rein und nicht so war, wie heute! — Dann räumte er von einem niedrigen, neben dem Piano stehenden Sammtsessel die darauf liegenden Noten weg und drückte Alexien sanft darauf nieder;

dann begann er zu spielen, und wenn es möglich war, daß der Duft und die Glut seines Spiels noch einen höheren Grad von Reiz erreichen konnte als gewöhnlich, so ward er heut erreicht. Als er geendet hatte und ihr auf's Neue die Hand reichte, war sie still — denn sie empfand Ehrfurcht vor seinem Genie. Und Sie — Sie hätten einen Funken von Sympathie für mich? fragte sie zitternd, indem sie ungläubig ihre feuchten Augen zu St. Felix aufrichtete. St. Felix stand einen Augenblick lang still und blickte auf sie mit der unbeschreiblichen Leidenschaft, die nur der Mensch fühlen kann, der nach einem unverstanden verbrachten Leben die Wonnen desselben findet, wo er es nicht mehr gehofft hat. Mein Kind, sagte er beinahe außer sich — mein Kind, ich habe Dir gesagt, daß ich Dich liebe; wie ich Dich liebe, werde ich Dir niemals sagen können, denn die Sprache ist arm, und jeder Mensch, sei er so geistreich oder so hausbacken — sei er so edel oder so gemein, weiß für seine Gefühle keine anderen Ausdrücke, als die er aus Büchern gelernt hat. Geh' mit Gott und vergiß mich nicht, denn es würde mich wahnsinnig machen, wenn Du es könntest — und nimm mein Wort mit Dir, daß, was St. Felix's Liebe Dir für Dein Herz, für Dein Genie, für Deinen Ehrgeiz sein kann, Dir sein soll, Alexia — Alexia — —

Aleria neigte ihre Lippen auf St. Felix's schöne Hände, dann riß sie sich los und stürzte bewußtlos von dannen. Als sie allein war, stand sie still, um sich zu besinnen; — St. Felix's Thränen brannten noch auf ihrer Stirn; ihr Leben war gestempelt.

Kapitel VIII.

„Sag' nicht, daß du mich liebst,
„Und küsse nur, und schweige."
Heine.

Im Verlaufe der nächsten Woche ereignete sich, abgerechnet, daß Fanny und ihr Gemahl Venedig verließen, um nach Rom zu gehen, nichts, was einem Dritten bemerkenswerth gewesen wäre, obgleich in dem Leben unserer Helden jeder Tag eine Epoche machte. Aleria und St. Felix sahen sich und liebten sich, und dachten auch nicht viel Anderes, als daß sie sich liebten. Aleria folgte Anfangs mit Gewissensbissen, dann träumend und absichtlich jeden Gedanken verscheuchend, einem Zauber, gegen welche ihre Kraft brach und ihre Lippe, wie der Vorwurf ihres Herzens verstummte. St. Felix's perlende Fantasieen, seine sanfte Stimme, die Beredtsamkeit seiner Leidenschaft umstrickten sie fest und fester; und wenn sie Anfangs diese Macht fürchtete, so wünschte sie ihr bald nicht mehr zu entfliehen, denn sie war glücklich. Die

Qualen ihres Herzens, die Vorwürfe ihres Gewissens — ihre Befürchtungen für die Zukunft, ja selbst die schmerzlichen Gewalten ihres Gefühls entschlummerten, wenn sich St. Felix ihr näherte und ihre Hand an sein Herz und seine Lippen drückte. Tag für Tag landete seine Gondel an ihrem Hause, um sie aufzunehmen und sie eine Stunde lang durch die Straßen zu schaukeln. Hier störte kein Lauscher sie — hier waren sie sicher vor Entdeckung und Trennung und glücklich wie zwei harmlose Kinder. Das Auge des reinsten Engels hätte auf ihnen mit frommer Rührung ruhen können. St. Felix saß gewöhnlich zu Alexiens Füßen und lehnte sein blondes Haupt an sie; oft bat er sie, die eine Hand auf seinen Scheitel zu legen; die andere hielt er immer in den seinigen. So fuhren sie stundenlang auf dem Wasser umher; oft sprachen sie mit der rein geistigen Schwelgerei, in welcher St. Felix Alexien so ganz begriff; öfter noch schwiegen sie und überließen sich der wortlosen Seligkeit, welche der Mensch nur einmal kennt und welche zu rein ist, um lange zu dauern. Alexia liebte den Virtuosen mit der ganzen Tiefe der Leidenschaft, vor welcher jeder Gedanke an das eigene Selbst verschwindet. Wenn sie ihm die Locken von der Stirn strich, wenn sie seine Hand hielt, war er so ruhig, so fromm, so kindlich froh, als ob

er niemals einen Schmerz gefühlt hätte. Er sagte nicht mehr, daß er leide; sie wußte, daß er in ihrer Nähe glücklich war und sie verlangte nichts weiter. Alexia würde nie geglaubt haben, daß sie sich selbst so ganz vergessen könnte, und je öfter sie heimlich der Gedanke durchzuckte, daß es nicht immer, ja, nicht einmal lange so bleiben könne, desto mehr Hingebung fühlte sie gegen diese dunkle, wilde Natur, welche an ihrem Herzen einen flüchtigen Himmelstraum träumte, der niemals wiederkehren würde. Das dauerte acht Tage lang, während welcher Alexia in dem wehmüthigen Frieden ihrer Seele gegen ihre übrige Umgebung so mild und sanft war, wie man sie nie gekannt. Jetzt bat St. Felix die Frau von Meyen, Alexien Unterricht zu geben; die ahnungslose Kranke gewährte es gern und durfte es thun; denn St. Felix verbrachte Stunden an Alexiens Clavier, einzig beschäftigt, ihr die Tiefen der Kunst zu erschließen; selten nur drückte er ihr die Hand oder sah ihr mit einem andern als der Kunst geweihten Gedanken in das schöne Auge. Alexia war genial; die Schnelligkeit ihrer Auffassung, ihre Fortschritte in der Darstellung waren unglaublich und St. Felix beobachtete dieselben mit einem Entzücken, welches er nie zuvor gekannt hatte. Wir waren in gleichem Maße für die Kunst, wie für einander ge-

schaffen! pflegte er zu sagen, wenn sie das Piano verließen.

Eines Tages fuhren sie wieder in der Gondel spazieren; St. Felix schien sehr traurig. Als Alexia ihn fragte, was ihm fehle, sagte er: Ich denke heut an die Zukunft, über welche Du neulich weintest. — Ich denke immer daran! rief Alexia; sobald ich Dich nicht mehr sehen werde, wird mir nichts übrig bleiben, als mit meiner Mutter zu sterben. — O, sprich nicht so! sagte St. Felix in bittendem Tone — ich bin heut krank und hypochondrisch, komm wieder mit mir in mein Haus, ich muß Dich wieder einmal dort gesehen haben, um es nachher allein darin aushalten zu können. — Alexia seufzte; sie drückte St. Felix's Hand und schüttelte verneinend das Haupt. — Warum denn nicht? fragte St. Felix leidenschaftlich — hast Du mich denn nicht lieb? — kannst Du Dich entschließen, mir eine so geringe Bitte zu versagen? — Alexia antwortete nicht. — Siehst Du, begann St. Felix wieder — das ist es, was mich so gräßlich schmerzt, daß Du kein Vertrauen zu mir hast; ich würde mich um unsere Zukunft keine Minute lang ängstigen, wenn Du mich so liebtest wie ich Dich liebe. — Dasselbe sage ich! — erwiderte Alexia — wie kannst Du über mein Gefühl urtheilen? — Du bist ein Mann; Du hast nichts zu fürch-

ten. — Und Du, warf St. Felix hin — was fürchtest Du? — Fürchtest Du meine Leidenschaft, Alexia? — Deine und meine eigne! murmelte sie, indem sie seine Stirn küßte. Meine Leidenschaft kannst Du noch fürchten, rief St. Felix aufgeregt, wenn ich zu Dir wie zu einem erlösenden Heiligenbilde aufschaue — wenn ich Dir alle Sünden beichte, welche mein Leben befleckt haben — wenn ich nichts verlange, als Dich zu sehen, und Deine reine Stirn zu küssen, und in Dein Herz und Deinen klaren Geist die Geständnisse der Qualen und Irrthümer meines wilden Lebens niederzulegen und Deine Vergebung für Alles zu empfangen, womit ich mich längst Deiner unwerth gemacht. — Was hättest Du begangen, was ich Dir nicht vergeben würde? sagte Alexia — glaubst Du, daß ich mich um das Urtheil der Menschen quäle? Ich will Dich nicht anders als Du bist; aber mein Herz ist krank und mein Blick umschleiert; ich ängstige mich, Deine Achtung zu verlieren, und dann — was dahinter läge wäre eine Nacht, in die ich keinen Blick zu thun begehre. — O, mein Gott, sagte St. Felix — dieses Mißtrauen hab' ich nicht verdient; bin ich nicht schon elend genug, daß Du, die ich mehr liebe als ich je zu ahnen vermocht, nicht verstehen willst, daß ich lieber vor Leidenschaft zu Deinen Füßen sterben, als auch nur durch

einen Hauch den klaren Spiegel Deiner Reinheit trüben würde, Alexia? — Ich will mit Dir kommen, wenn es Dich glücklich macht! erwiderte sie — es kann nichts geschehen, was der Tod nicht auszugleichen vermöchte; thu', was Du willst, und vergieb mir, wenn ich Dich gekränkt habe. — St. Felix betrachtete sie schweigend und trauernden Blickes. Richte mich nicht zu hart, Alexia! sagte er mit dem Ausdrucke dumpfer Schwermuth; was ich gethan, was ich gefehlt und gesündigt habe, entsprang aus der glühenden Lebenssehnsucht, die in meinen Adern tobte — ich wollte das Leben und das Glück finden und glaubte, daß es darauf ankäme, wie viel, nicht wie lange man lebt. Ich wußte nicht, daß Du allein das Geheimniß meiner Seligkeit bewahrtest; halte mich keines Frevels gegen Deine Ruhe fähig, weil ich gefrevelt habe, ehe ich Dich kannte. — Ich weiß, entgegnete Alexia leise, daß es ohne Qual keine Wonne und ohne Irrthum keine Tugend giebt. Der Virtuose preßte sie bei diesen Worten mit Heftigkeit an's Herz. Engel des Erbarmens! rief er aus — ich wußte wohl, daß Du mir vergeben hattest!

In seinem Hause angelangt, fing St. Felix an Clavier zu spielen; aber unfähig es lange auszuhalten, stand er auf, setzte sich wie immer auf ein niedriges

Tabouret zu ihren Füßen und legte seinen Arm um sie. So bin ich glücklich! sagte er — ich habe genug vom Leben — so möchte ich sterben. — Schweige, Reginald, so lange wir glücklich sein wollen; hauchte sie schmerzlich — wenn Du zu sprechen anfängst, so denke ich daran, daß Alles flüchtig ist, was des Menschen Herz hienieden bewegt, — und daß ein Tag kommen wird, an welchem ich aufhören werde, Dir das zu sein, was ich Dir heute bin — und was so viele Andere Dir gewesen. — Das ist nicht wahr! entgegnete St. Felix — ich habe in Leidenschaften geschwelgt, deren Gegenstände ich verachtete; ich habe nie geliebt und wußte immer, daß im Leben noch etwas war, was ich nicht kannte. Welchen Beweis verlangst Du denn dafür, daß meine ganze Seele Dir gehört — daß ich Dich anbete wie meinen guten Engel und daß ich wieder an mich selber glaube, seit Du mich liebst — seit Du mich verstehst und erkennst, was an mir rein geblieben und was an mir zu retten ist, ohne daß ich meine Wunden und Sünden vor Dir zu bedecken und zu bemänteln brauche? — Daß ich Dir theuer bin, das fühle ich! sagte Alexia — und dennoch, dennoch wirst Du mich vergessen. — Ich glaube nicht! erwiderte St. Felix mit Ueberzeugung; mir ist, als könnte ich mich bemitleiden über die Tiefe dieser Leidenschaft;

wenn ich Dich nicht mehr sähe, so würde ich ruhelos werden; es würde mir etwas fehlen, und ich würde nicht wissen, wo ich es suchen sollte. Glaube nicht, daß ich Dich rein geistig liebe! ich möchte jede Deiner Fingerspitzen, jede Deiner blonden Locken küssend anbeten; aber diese Sinnlichkeit erwuchs auf dem Boden der Geistigkeit, und wenn ich Dich besitzen will, so ist es nur, weil ich weiß, daß Du mit einem Kusse den Fluch hinwegnehmen kannst, der auf meinem Leben lastet. Hättest Du mir früher zur Seite gestanden — mit Deinem Genie, mit der Glut Deiner vergeistigten Leidenschaft — hättest Du mein Leben rein bewahrt. — O, mein Gott! rief Alexia, male mir nicht so gräßlich deutlich diese Seligkeit, an welche zu denken schon genügt, um alles Andere im Leben werthlos erscheinen zu lassen! — Diese Seligkeit, Alexia, sagte St. Felix leise — ist noch nicht für Dich verloren; sofern Du willst, ist unsere Liebe keine hoffnungslose! Alexia sank mit einem Ausrufe des Entzückens an St. Felix's Herz; er fuhr zu sprechen fort: Du willst mir auf die Laufbahn des Künstlers folgen; Du sollst und mußt es; kannst Du Deinem Genius besser dienen, als wenn wir uns unser Leben weihen? hast Du den Muth, es zu wollen? — Den Muth! wiederholte Alexia, Dir treu zu bleiben, wenn ich, um Dir den

leisesten Schmerz zu ersparen, ruhig sterben könnte? — Es möchte so leicht nicht sein! sagte St. Felix — mein Leben ist dunkel und unruhig, und mein Herz ist krank und müde; Du möchtest in meinen Armen Dich nach dem Sonnenschein eines lichten Gemüthes sehnen und ein heiteres Herz für Deine goldenen Träume suchen. — Mein Traum und mein Sonnenlicht bist Du! erwiderte Alexia — wenn meine Mutter todt sein wird, so giebt es auf der Welt nichts mehr, was mich zwingen könnte, Dir zu entsagen. — Was Du mir da versprichst, sagte St. Felix, ist mehr, als ich Dir ausdrücken kann; aber glaube mir, wenn Du mit Deinem zaubervollen Wort, mit Deinem Blick voll jener blendenden Liebesfülle, die mein Herz verlockte, mir diese Unveränderlichkeit der Liebe nur gelogen hättest — glaube mir, kein Fluch würde gräßlich genug sein, um Dich für das Elend zu strafen, in welches Du mich gestürzt haben würdest. — Alexia lächelte. Ich will das Wort besiegeln, wenn Du willst! sagte sie — was könnte uns hindern, morgen über unseren Bund den Segen sprechen zu lassen. — Morgen! — morgen! rief der Virtuose aufspringend und heftig im Zimmer auf- und abgehend. — Morgen! wiederholte er; dann näherte er sich Alexien und ergriff ihre Hand. Willst Du mir diese Hand geloben? sagte er — willst

Du schwören, mir treu zu bleiben, bis ich Dich wiedersehen werde, um Dich nicht mehr zu verlassen? — Gern, erwiderte Alexia — aber warum Trennung — warum nicht morgen schon einander angehören? — St. Felix schwieg einen Augenblick, als ob er mit sich selbst kämpfe, dann sagte er: Ich bin verheirathet, Alexia!

Alexia sprang auf und stieß einen gellenden Schrei aus; die Blässe des Todes überzog ihr Gesicht, aber die erste Bewegung dieses wunderbaren Mädchens war, nicht zu fliehen — ihre erste Bewegung war, vor ihrem Geliebten auf die Kniee zu sinken und seine Hände mit einer Angst und Glut in die ihrigen zu pressen, als ob sie Himmel und Erde herausfordere, ihr denselben streitig zu machen. St. Felix schloß sie in die Arme und bedeckte ihren Scheitel mit glühenden Küssen. — Fürchte nichts Entsetzliches — fürchte Dich nicht, ein Verbrechen zu begehen, indem Du mich liebst — murmelte er — fürchte nicht, in die Rechte einer Andern einzugreifen — diese Andere ist mein, ohne doch mein zu sein; sie hat das Recht nicht, mich ihr eigen zu nennen. Aengstige Dich nicht — frage nicht — morgen sollst Du Alles erfahren; heut' laß' mich noch in dem Gedanken, daß Du mir Alles sein und bleiben willst, träumen und schwelgen. — Wenn Deine Liebe diesen Stoß über-

leben kann, so wird der Liebestraum meiner jungen Tage zur Wahrheit, und ich, der ich geglaubt, daß mich mein Gott verlassen habe — ich bin glücklich und bin gerettet!

Kapitel IX.

„Il n'est jamais permis, de détériorer une âme humaine pour l'avantage des autres.“

Rousseau.

Am nächsten Tage war Frau von Meyen krank und Alexia konnte sie nicht verlassen. St. Felix erwartete sie vergeblich zur gewohnten Stunde und erhielt erst am nächsten Tage zwei Zeilen, welche ihr Ausbleiben erklärten und ihn flehentlich baten, zu ihr zu kommen, da sie ihn sehen müsse, wenn der Sturm ihres Herzens sie nicht mit einem Mal zerknicken solle. St. Felix erschien, und obgleich nicht an eine längere Unterredung oder eine Musikstunde zu denken war, so waren sie schon glücklich, als sie sich sahen, und sanken stumm einander in die Arme. Frau von Meyen's Zustand verschlimmerte sich, und Alexia widmete sich der Sorge der Krankenpflege mit derselben Aufopferung wie früher. St. Felix sah sie täglich einmal, gerade lange genug, um einen neuen Brand in die verzehrenden Flammen zu werfen, in denen bereits jedes andere

Gefühl unterzugehen anfing. Von der Zukunft — von ihrer Vereinigung — von der Frau des Virtuosen hatten Beide in den flüchtigen Augenblicken ihres Begegnens nicht wieder gesprochen; an das Auskunftsmittel des Schreckens hatte Keiner gedacht; Keiner wollte diesem Verhältnisse vor der Zeit den Stempel der Trennung aufdrücken. Ueberdies ängstigte sich Alexia, obschon sie das Schlimmste bereits wußte, vor der gänzlichen Enthüllung aller Verhältnisse und vor der möglichen Entdeckung einer ewigen Hoffnungslosigkeit. Alexia hatte sich wohl gesagt, daß ihre Liebe von jetzt an nach den Begriffen der Welt ein Verbrechen sei; aber ihr von Leidenschaft verblendetes Herz hatte dagegen erwidert, daß sie St. Felix geliebt habe, weil sie mußte, und daß er nicht ein Anderer geworden — daß er nicht weniger des Opfers ihres Herzens werth sei, seit sie wisse, daß das Band der Kirche ihn an eine Andere fessele. So verging einige Zeit; endlich brach die lang behauptete Kraft des jungen Mädchens, und erschöpft von so viel heftigen Bewegungen, so vielen widerstreitenden Leidenschaften, sank sie, gerade als Frau von Meyen sich zu erheben anfing, auf's Krankenlager.

Inzwischen war in einem gewissen Kreise das Verhältniß des Virtuosen zu Alexien kein Geheimniß

geblieben. Lord Teevendale, welcher in Alexien verliebt war, ohne daß er sein Gefühl Liebe nannte, hatte in seiner Eifersucht oft in Gegenwart der Frau von Meyen bedeutungsvolle, auf den Virtuosen bezügliche Anmerkungen gemacht; und als er während Alexiens Krankheit verschiedener Gründe halber nach England zurückzukehren sich genöthigt sah, nahm er keinen Anstand, Frau von Meyen in seinem Abschiedsbriefe vor dem Einflusse des Virtuosen zu warnen. Frau von Meyen hatte aus sich selbst schon eine Ahnung der Wahrheit; und während Alexiens langsamer Genesung reifte der Entschluß in ihr, Italien zu verlassen, sobald es thunlich sein würde. Trotz des Reizes, welchen sie in Italien fand, sehnte sie sich nach ihrem Vaterlande zurück; und da sie ihr Ende herannahen fühlte, wollte sie auf heimatlichem Boden sterben. Hauptsächlich aber lag ihr daran, Alexia dem Einflusse des Virtuosen zu entziehen, den sie selbst anziehend genug fand, um ein phantastisches Frauengemüth anzulocken. Sie studirte, soweit es ging, den Zustand von Alexiens Herzen aus deren wenigen, abgerissenen Aeußerungen und beschloß mit der ihr eigenen Zartsinnigkeit, ihre Tochter nicht durch Vorwürfe und Vorstellungen zu belästigen. Sie kannte das menschliche Herz und glaubte sich damit begnügen zu können, ihre Tochter aus der Nähe des

gefährlichen Menschen wegzuführen, damit die Wunde ruhig und langsam heile. Sie schrieb deßhalb an Fanny, welche noch in Neapel weilte, daß sie, wenn es möglich wäre, in einigen Wochen nach dem Bade Steinbach kommen möge, wohin sie sich mit Alerien in kurzer Zeit zu begeben gedenke.

Der Virtuose lebte indessen in jener Einsamkeit des Herzens, welche er seit kurzer Zeit zu ertragen verlernt hatte, und welche den reich begabten und zugleich leidenschaftlichen Menschen am ersten zur Verzweiflung treibt. An einem Abende saß er vor seinem Schreibtische und arbeitete. Es war nach langer Zeit das erste Mal, daß er es that, und es geschah vielleicht mehr aus Sehnsucht nach innerer Sammlung, als aus dem Drange des schöpferischen Genius, welcher trauernd ruhte. Seine Einsamkeit ward durch die Ankunft eines Fremden unterbrochen, welcher die Anmeldung durch St. Felix's Diener ablehnte und ohne Weiteres eintrat.

St. Felix war so vertieft, daß er des Fremden ziemlich geräuschlosen Eintritt nicht bemerkte. Erst als derselbe, nachdem er sich ihm von hinten genähert und eine Minute lang über seine Schulter auf das Papier geblickt hatte, ihm die Hand auf die Schulter legte, fuhr St. Felix zusammen. Die Feder entfiel seinen

Händen; er wandte sich um und sprang mit einem Ausdruck, der an Entsetzen grenzte, von seinem Sessel auf, als er den Herzog von Amundeville erkannte. Der Herzog reichte ihm die Hand; St. Felix ergriff sie nicht, sondern schien, indem er mit der seinigen über die schmerzende Stirn fuhr, zu erwarten, daß sein Vater ihn anrede.

Du scheinst Dich nicht zu freuen, mich zu sehen! sagte der letztere, indem er sich auf einen Sessel niederließ, und scheinst es nicht zu erkennen, daß ich Paris um Deinetwillen in einem Augenblick verlassen habe, in welchem meine Anwesenheit daselbst nicht überflüssig sein möchte.

Sie wissen, daß ich vor Ihnen geflohen bin! entgegnete St. Felix düster. Konnten Sie erwarten, daß ich mich freuen würde, wenn Sie einen Aufenthaltsort ausspähten, welchen ich so geheim als möglich zu halten wünschte? Vergeben Sie mir, daß ich aufrichtig spreche — und wenn Sie mir etwas zu sagen haben, machen Sie es kurz.

Das Leidende von St. Felix's Ton und Aussehen entwaffnete den Zorn des Herzogs; er nahm die Hand des Virtuosen mit einiger Milde im Blick.

Und Du hast Dich von mir lossagen wollen, St. Felix? — sprach er mit weicher Stimme — Du hast

mich verlassen wollen, um in allem Ernste nie mehr zu mir zurückzukehren?

Ich wollte es! — antwortete St. Felix ohne den Herzog anzusehen. Ich habe mich in Paris von Ihnen zu Dingen brauchen lassen, welche ich bitter bereue. Ich habe mich Ihnen entzogen, um ferner nicht in die Gefahr zu gerathen, Ihnen zu Liebe zu sehr gegen meine Ueberzeugung und meine Ehre zu handeln, und es thut mir weh', daß Sie mich zwingen, Ihnen das Aug' in Auge sagen zu müssen. Ich habe mich Ihnen entzogen, noch ehe es für die Ruhe meines Gewissens zu spät war; machen Sie keinen Versuch, mich wieder in Ihren Kreis zu ziehen. Ich bin nichts als der Musiker — der Künstler St. Felix; — ich habe mir viel vorzuwerfen, aber das Bewußtsein, daß ich mich nie zu fremden Zwecken erniedrigt, hat mir bis jetzt das Gefühl erhalten, daß ich über meinen eigenen Excessen stehe. Ich habe nichts mit der Diplomatie — die Diplomatie nichts mit mir zu schaffen. Was ich Ihnen schon Hunderte von Malen gesagt habe, wiederhole ich Ihnen hiermit: wir haben uns in einander getäuscht — lassen Sie uns uns trennen! —

Der Herzog schien auf diese Worte nicht geachtet zu haben oder sie vielmehr nicht beachten zu wollen. Er zog ruhig eine Zeitung aus der Tasche und sagte

zu seinem Sohne: Du kennst den Stand der politischen Angelegenheiten in diesem Augenblicke — nicht wahr?

Ich kenne ihn nicht! versetzte St. Felix — ich habe Ihnen schon einmal gesagt, daß ich um Politik mich nicht bekümmere.

Es ist in kurzen Worten dieser, nahm der Herzog mit unverwüstlicher Ruhe das Wort: Wir haben die Vorschläge des britischen Cabinets und die Anerbietungen der zur Quadrupelalliance gehörigen deutschen Mächte, in Bezug auf die orientalischen Angelegenheiten, als ungenügend verworfen. Wir haben die orientalischen, in Fehde begriffenen Staaten mit einander auszusöhnen gesucht, was nicht im Interesse Englands lag, und in Folge dessen hat Lord Palmerston sich bewogen gefunden, mit den übrigen Mächten einen geheimen Vertrag zur Ausschließung Frankreichs von den orientalischen Angelegenheiten abzuschließen. Das durfte nicht geschehen; hätt' ich's möglich machen können, diese Absicht vorher zu erfahren — sie wäre nie in Ausführung gekommen! Aber selbst in England ist die Sache so strenges Geheimniß gewesen, daß Alles vor Ueberraschung gelähmt gewesen ist, als man dem französischen Gesandten die Abschließung des Vertrages gemeldet hat. Die Sache war ein Geheimniß Lord

Palmerston's, Lord Clifford's und des Herzogs von Winstoun.

Der Herzog schwieg; der Virtuose blickte stumm zu Boden und affectirte eine Theilnahmlosigkeit, welche sein Vater besser durchschauete, als er glaubte.

Du siehst, begann der Herzog wieder, daß, was Lord Palmerston gethan hat, den Frieden der Welt auf's Spiel setzen hieß. Es wird eine Zeit kommen, in welcher das Verfahren seiner Herrlichkeit mit dem verdienten Namen des Leichtsinns und der Uebereilung bezeichnet werden wird. Aber die Sache ist geschehen, und Du kannst die Spannung begreifen, in welcher beide Staaten — ja ganz Europa — mehr noch alle Parteien im Innern des Landes zu einander begriffen sind. Nicht ich werde mich dem Rade des Geschicks entgegenstellen, wenn es zum Kriege unvermeidlich hinrollen sollte; aber hier, wo es sich um Sein und Nichtsein handelt, will ich, trotz meiner persönlichen Hinneigung zum Kriege, nicht einen Augenblick lang die kalte Besonnenheit verläugnen, welche man mir während meines Lebens zum Ruhme angerechnet hat. Soll's aber zum Kriege gehen, so wird es nicht geschehen, ohne daß ich alle Schlingen kenne, welche die britische Politik uns im Finstern zu legen allem Anscheine nach beabsichtigt. Ich bin hier nicht ohne

persönliches Interesse; denn daß man mich zu entfernen sucht — daß diese Mission des Herzogs von Winstoun, welcher von Venedig aus, scheinbar in Privatangelegenheiten, nach Paris gegangen, beinahe lediglich meine Vernichtung zum Zwecke hat — ist mir längst bekannt. Das Wie ist zu erforschen. Lord Nestleham kann und darf sich nicht compromittiren — auch ist er nicht im Vertrauen der oben genannten Staatsmänner. Ergründen muß ich aber die geheime Politik dieses neuen Triumvirats, und nur Privatwege können zu diesem Ziele führen.

Und was soll mir das? — fragte St. Felix heftig — wozu sagen Sie mir das, mein Vater?

Du kanntest den Herzog von Winstoun? — Du kanntest auch seine Gemahlin? —

St. Felix bejahte.

Du weißt, daß der Herzog von Winstoun in Venedig war?

Ich weiß es.

Und daß die Herzogin noch hier ist? —

Das weiß ich nicht.

Du kanntest die Herzogin in London? — Du warst vertraut mit ihr? — Du hast sie in Venedig gesehen?

Ich habe sie in Venedig nicht gesehen! erwiderte St. Felix schnell und heftig. Was fragen Sie mich? —

Ich achte die Herzogin von Winstoun sehr: sie ist ein Engel von Milde und Sanftmuth, und der Herzog, ihr Gemahl, betet sie an.

Gewiß! sagte der Herzog langsam, indem er auf seinen Sohn einen scharfen und durchdringenden Blick heftete. Während die Herzogin Eleonore von Winstoun eine Leidenschaft für einen Mann, den die Welt unter dem Namen St. Felix kennt, empfand und nicht zu verbergen wußte, betete der Herzog, ihr Gemahl, sie an, und that es bis zu dem Grade, daß er keinen geheimen Gedanken vor ihr zu haben dürfen glaubte, ja, daß er ihr gegenüber selbst die Geheimnisse Anderer — selbst die des Staates nicht achtete. Daß die Herzogin von Winstoun in alle politischen Beziehungen des Herzogs eingeweiht ist — das weiß die Welt eben so genau, als ich weiß, daß sie Dich liebt — und daß ein Weib — eben nichts ist, als ein Weib mit allen Schwächen des Geschlechts, sobald die Liebe ihm die Sinne gefangen nimmt.

St. Felix preßte die geballte Faust mit einem unbeschreiblichen Ausdruck der Wuth und des Schmerzes an die Stirn, seine Augen rollten wild in ihren Höhlen. Dämon! Dämon! murmelte er, indem er seinen Vater anblickte, bin ich so tief gesunken, bin ich denn so ganz aller Ansprüche auf die Tugend, die den Menschen

aller Zeiten und Orten adelt, baar und ledig, daß du mir diesen Antrag zu machen wagen darfst? — Nein! — und wenn Sie mich diese Weigerung mit dem Tode besiegeln lassen — nein! Sie brauchen St. Felix nicht dazu, wenn Sie ein Weib verführen wollen.

Der Herzog ging einige Male im Zimmer auf und ab, als ob er auf diesen Ausbruch vorbereitet gewesen sei, dann blieb er plötzlich vor dem Virtuosen stehen.

Hier in Venedig lebt, glaube ich, ein Fräulein von Meyen? sagte er mit einem Tone, als ob nichts vorgefallen sei, was ihn hätte in Aufregung versetzen können.

St. Felix fuhr auf, als ob Alexiens Name von den Lippen seines Vaters entweiht worden sei.

Ein Fräulein von Meyen, fuhr der Herzog von Amundeville fort, welche Du mit romantischer Schwärmerei liebst, nicht wahr?

Ich liebe sie, sprechen Sie nicht von ihr! rief St. Felix. Eine Erinnerung an sie gehört nicht in diesen Wust von Teufelskünsten, welchen Sie in dieser Stunde vor mir enthüllen.

Höre, sagte der Herzog kalt und ruhig, indem er die Hand auf St. Felix's Schulter legte, ich bin nicht

gekommen, um mit Dir zu scherzen oder mit Dir Vernunft- und Moralitätsgründe abzuwägen; ich bin gekommen, weil ich mußte. Es handelt sich hier um die Existenz — nicht meine Existenz allein — sondern vielleicht um die von Millionen, und ich bin nicht gesonnen, Deine Skrupel anzuhören. Daß ich Dich mehr liebe als mich selbst, das solltest Du billig wissen; daß ich Dich vor jeder bösen Folge eines Schrittes, den Du für mich thun würdest, mit Aufopferung meines Lebens und meiner Seele retten würde, solltest Du auch wissen; aber daß ich die Wohlfahrt Frankreichs höher achte, als eine zartsinnige Laune Deines Gewissens, das, St. Felix, will ich Dir nicht verhehlen, und ich sage Dir hiermit allen Ernstes, daß Du meine Vorschriften befolgen wirst. Sollte ich Deine Weigerung, ja sollte ich vielleicht von Dir Verrath fürchten müssen, so würde ich Dich unschädlich zu machen wissen.

Ich verstehe Sie nicht, antwortete St. Felix mit Stolz; ich habe nichts begangen, wofür die Welt mich zur Rechenschaft ziehen könnte. Gott hat mir viel zu vergeben — Sie nicht; ich fürchte Sie nicht.

Der Herzog besann sich einen Augenblick lang, dann glättete er plötzlich seine Stirn und klopfte freundlich seinem Sohne auf die Schulter. Du bist krank,

sagte er, und hast, wie es mir scheint, böse Fieber=phantasieen. Ich fürchte Dich auch nicht, Reginald. Leb' wohl für heute; wir werden uns wiedersehen und sprechen.

Kapitel X.

„Du wußtest nicht, daß Du mir Alles warst. Alles! — es ist ein armes verächtliches Wort, aber die Ewigkeit hat Mühe, es zu umwandern; Weltsysteme vollenden ihre Bahnen darin."

Schiller.

Mehrere Tage vergingen, ohne daß St. Felix von seinem Vater wieder etwas hörte, aber auch ohne daß er, aus Furcht, demselben irgendwo zu begegnen, sich zum Hause hinausgewagt hätte. Endlich überwog die Sehnsucht, Alexia zu sehen oder doch von ihr zu hören, seine Scheu, und er begab sich eines Morgens in einer Gondel nach dem Hause der Frau von Meyen.

Ein fremdes Gesicht begrüßte ihn, als er eintrat, und der Anblick des Hauses schien ihm verändert; es wurde ihm, er wußte nicht weshalb, beklommen zu Muthe. Er fragte hastig nach Frau von Meyen, und erhielt zur Antwort, daß die Damen, welche hier gewohnt, am Tage zuvor abgereist seien.

Ueber St. Felix's bleiches Gesicht flog eine dunkle Röthe, und seine Lippen zuckten krampfhaft. Daß sie

fort war — warum sollte er es nicht glauben? — war er doch an das Außerordentliche — an das Unglück insbesondere gewöhnt. — Aber das Wie mußte ihm klar werden; er mußte die Umstände wissen, welche diese Abreise veranlaßt hatten. Er verlangte Jemand zu sehen, welcher mit den Damen in Berührung gestanden hatte, und nachdem er von dem Padrone della casa, den er aufsuchte, den Bescheid erhalten, daß er von den Damen gar nichts wisse, suchte er den italienischen Diener auf, welcher ihn immer angemeldet hatte. Derselbe wußte weiter nichts, als daß Frau von Meyen ihre Abreise eben so eilig als heimlich betrieben, daß Fräulein Alexia Venedig noch sehr schwach verlassen habe, und daß ihr in der letzten Zeit jede Arbeit entzogen worden, ja, daß den Dienern streng verboten gewesen sei, ihr Bücher, Tinte und Federn zukommen zu lassen.

So war sie denn fort; und St. Felix, nachdem er dies Bewußtsein einen Tag lang getragen, begriff nur das Eine nicht, daß er, fern von ihr, noch lebe. Er hatte sie wochenlang nicht mehr gesehen, aber sie war doch da gewesen; — hinter diesen Mauern hatte sie schlafend von ihm geträumt und wachend an ihn gedacht; jetzt war die ganze Welt eine wasserlose Wüste. Allmälig wurde ihm der Verlauf der Sache im Zu-

sammenhange klar. Sie hatte ihn nicht verlassen — sie würde ihm bis an's Ende der Welt gefolgt sein; das wußte er und würde es mit allen heiligen Eiden beschworen haben. Nein! — ihre Liebe war der Mutter verrathen worden, und mit Gewalt vielleicht, oder durch Verheimlichung jeder Maßregel bis zum letzten Augenblick, hatte Frau von Meyen Alexien aus Venedig geführt.

St. Felix verbrachte zwei Tage mit fruchtlosen Nachforschungen über die Route, welche Frau von Meyen genommen haben könnte. Er jagte sich von Einem zum Andern, um etwas über sie zu erfahren, aber Niemand wußte ihm eine Spur zu zeigen, auf welcher er sie hätte verfolgen können. In der Schwelgerei ihrer phantastischen Liebe hatten sie sich nie eine Silbe über ihre Verhältnisse mittgetheilt; St. Felix wußte von Alexien nichts als ihren Namen und ihr Vaterland. Sie hatten sich nie gefragt, wer und was sie seien, und so suchte denn St. Felix in seinen Erinnerungen vergebens nach einer Spur. Ebenso war es denen gegangen, welche Alexia sonst noch gekannt hatten. Der Italiener kümmert sich überhaupt wenig um Andere, und wo St. Felix auch fragte, erfuhr er doch nichts weiter, als daß Frau von Meyen eine reiche Deutsche, und ihre Tochter das reizendste und geist-

reichste Geschöpf von der Welt sei, das zum Entzücken italienisch gesprochen habe.

St. Felix war also allein; und nachdem er nach krampfhaftem Widerstreben der Ueberzeugung Raum gegeben, daß sie für ihn verloren sei, wenn nicht ein Wunder ihm ihre Spur wieder zeige, sank er in seinem Hause auf der Insel Santa Elena vor dem Tabouret nieder, auf welchem sie gewöhnlich gesessen hatte, und weinte, wie er nie geweint; denn ihm war zu Muthe, als ob Gott ihn verlassen habe. Er hatte Alexia geliebt, wie ein Mensch nur zu lieben vermag — er hatte sie geliebt mit der ganzen Reinheit einer unselbstischen Leidenschaft — er hatte sie verehrt wie eine Heilige; sie war ihm Alles in Allem gewesen. St. Felix's edle, freilich durch Leidenschaften verwüstete Natur hatte das in ihr gefunden, was er in all' seinen wilden Phantasieen, in allen Triumphen und Excessen seines Lebens umsonst gesucht; er fand in ihr nicht die kühle Unschuld der Unerfahrenheit, sondern die Gewalten des Gefühls in einer ihrer Reinheit sich bewußten Seele; er fand in ihr das Genie, das er bewundern, das glühende starke Herz, das ihn verstehen, die Milde eines Engels, die ihm verzeihen konnte. Was alle seine Vorsätze, seine Reue, die Vorstellungen wohlmeinender Freunde nicht über ihn ver-

mocht, hatte sie durch einen Blick ihres zaubervollen Auges — durch eine Thräne — einen Händedruck vollbracht; er fühlte sich fromm wie ein Kind, wenn sie ihm die Hand auf die Stirn legte — er hatte ihr alle Sünden seines Lebens gebeichtet, hatte ihr alle seine Gedanken vertraut, um sich von ihr alle Flecken wegküssen, alle Fehltritte vergeben zu lassen. Sie hatte die Macht gehabt, ihn von dem Abgrund wegzuziehen, an welchem er entlang taumelte. So war es — so fühlte er es mit schneidender Deutlichkeit mehr und mehr. Tagelang fuhr er noch immer vor dem Hause vorbei, welches sie bewohnt hatte — tagelang sann er über Mittel und Wege, um sie wieder aufzufinden — tagelang suchte er nach einem Andenken von ihr in seinen Zimmern, und bildete sich oft mit einer wahrhaft schrecklichen Zuversicht ein, daß sie plötzlich wieder erscheinen müsse. — Es blieb dabei — er hatte sie verloren, und aus dem leidenschaftlichen Schmerz dieses excentrischen Menschen entwickelte sich endlich eine Art von Wuth gegen sich selbst; er ras'te, weil er zu schwach war um sie verschmerzen zu können. Ohne ihn ausführen zu können, faßte er den Vorsatz, sie zu vergessen und mit Gewalt den letzten Schmerz zu ersticken. Arbeit und Zerstreuung aller Art erdrückten seine schon bis zum Fieberwahnsinn erhitzte Seele; aber wenn er

tief in der Nacht heimkehrte, oder von seinem Arbeitstische aufstand, um sich, zum Tode ermattet, auf sein Lager zu werfen, so schwirrte Alexiens Bild durch alle seine wüsten Träume, und wenn vielleicht ein heller Mondstrahl auf sein Gesicht schien und ihn weckte, so begrub er hastig das Haupt wieder in die Kissen, um seinem unruhigen Schlummer zurückgegeben zu werden. Eine kurze Zeit verging auf diese Weise, in welcher er sich wohl zuweilen sagte, daß er nicht ewig so leben könne, aber auch nicht fähig war, irgend einen Plan für die Zukunft zu entwerfen. Es war an einem Abend, als er, nachdem er eine Composition beendet und dieselbe am Piano versucht hatte, von Neuem in einen Zustand rasenden Schmerzes versank. Da that sich die Thür auf, und eine große Männergestalt trat ein. — St. Felix kannte sie; es war sein Vater, den er längst fern geglaubt; aber so aufgeregt war er, daß er weder erstaunt noch erschrocken war, ihn so unerwartet wiederzusehen. Verlassen von jeder Liebe, wie er sich geglaubt hatte, blickte er seinen Vater an, und als er gewahrte, daß derselbe ihn mit freundlich theilnehmendem Ausdruck betrachtete, fühlte er beinahe die Regung eines schmerzlichen Glücks; er stand einen Augenblick lang unschlüssig still und stürzte dann, ohne ein Wort zu sagen, seinem Vater in die Arme.

Der Herzog erwiderte mit Liebe die stürmische Zärtlichkeit seines Sohnes; dann geleitete er ihn zum Clavier und bat ihn, die Composition, von welcher er vorhin, vor der Thüre lauschend, einige Bruchstücke vernommen, ihm im Zusammenhange vorzuspielen. St. Felix that gedankenlos was der Herzog verlangte, brach aber in der Mitte ab. Haben Sie Mitleid mit mir, mein Vater! rief er aufspringend und des Herzogs Hand ergreifend — haben Sie Mitleid mit mir! — denn ich bin unglücklich.

Der Herzog drückte seinen Sohn auf das Kanape — ungefähr mit der Milde, welche man einem kranken Kinde gegenüber beobachtet; dann sagte er: Freust Du Dich heute mich zu sehen, Reginald?

Der Virtuose heftete seinen Blick auf seines Vaters Gesicht, als ob er sich auf etwas besinnen wolle, dann murmelte er: Ja — ja — ich freue mich — mein Vater! — wie kamen Sie denn nur hierher?

Ich habe Venedig nicht verlassen, seit ich Dich zuletzt gesehen! sagte der Herzog, und werde mich freuen, wenn ich Dich wunderbaren Menschen, von dem man sich Alles gefallen läßt, überzeugen kann, daß Du mir mit Unrecht die Ehre und die Gefühle eines guten Vaters abgestritten.

Wenn ich's gethan, rief St. Felix mit Heftigkeit, vergeben Sie es mir! — ich war damals vielleicht noch glücklich und übermüthig. Ich habe jetzt nichts mehr zu verlieren — ich werde Ihre Liebe zu schätzen wissen.

Wenigstens solltest Du sie erkennen! sagte der Herzog. Um Deinetwillen blieb ich in Venedig!

Wirklich? sagte St. Felix, indem ein ersticktes, halb höhnendes, halb schmerzliches Lachen sich aus seiner Brust hervorrang — um meinetwillen?

Ich habe Dich beobachtet, ohne daß Du es wußtest, nahm der Herzog wieder das Wort. Ich habe Deinem Schmerze Zeit gegönnt, Reginald. Jetzt ist es Deiner nicht mehr als würdig, die Thränen um ein Weib zu trocknen, welches Dich verlassen.

Und Sie wissen es? — sagte St. Felix, indem er mit beiden Händen das Haar aus dem Gesicht strich — mein Gott, was wissen Sie nicht Alles! — Aber irren Sie sich nicht, indem Sie glauben, daß sie mich verlassen! — Wie hätte sie mich verlassen können? Nein! — sie liebte mich! — Gegen diese Liebe war, was wir in Romanen von dem Gefühle lesen, eine Bagatelle! Die zarte Besorgniß einer Mutter hat sie von mir gerissen! Dem Vorurtheil ist es ja gleichgültig, ob ein Herz gebrochen wird, wenn es nur das närri-

sche Ding rettet, was man in der Welt Ehre und guten Ton zu nennen pflegt. O Vater, Vater! — um meine Raserei zu begreifen, müßten Sie wissen, was mir dies Weib gewesen!

Ich bitte Dich, Reginald, besinne und mäßige Dich! sagte der Herzog, offenbar besorgt um den Zustand seines Sohnes. Es ist ein oft empfundener Schmerz — es ist ein Weib verloren; es wird ein anderes, Dir Ersatz zu geben, zu finden sein.

St. Felix lächelte kalt. Eine Buhlerin! — nicht wahr? — warf er hin — eine Sirene des Quartier Latin für Alexia Meyen! — Gott im Himmel! diese war ein Engel, zu deren Füßen kein unheiliger Gedanke in mir hätte aufsteigen können. Diese hat mich durch ein Wort — einen Blick — einen Ton, den sie auf dem Piano anschlug, beseligt! — was waren alle giftigen Wonnen meines bewegten Lebens gegen das reine Entzücken, das ich aus den Augen und Worten dieses Mädchens gesogen habe. Sie liebte mich! — sie wäre mein geworden vor den Augen des Himmels und der Erde; aber das ist die scheußliche Ironie des Schicksals oder der Gottheit, wenn Sie wollen: sie zeigt mir, daß ich zu retten war, sie sendet mir ein Herz, wie ich es nur jemals ersehnen und träumen konnte — dieses Herz ist ganz mein eigen — und

dann — o dann entreißt sie mir dieses Paradies, stürzt mich hinab in die Nacht des Elends — bricht im Hinunterstürzen meine Schöpferkraft! — Was kümmert die Gottheit eine vernichtete Seele? — sie schafft neue! Wir aber, die wir durch ihren wüsten Humor zerschmettert werden, wir sollen sie noch anbeten — o Aleria!! —

Wer kann es wissen, unterbrach der Herzog, was diese Trennung Gutes für einen von Euch mit sich führte! —

Etwa für sie? rief St. Felix — glauben Sie es nicht! Sie war zu vollkommen; sie war es auch in der Liebe — sie wird mich nie vergessen. Meinen Sie, daß sie mich weniger liebte, weil sie wußte, daß ich viel geirrt? — Meinen Sie denn, der Sie zu glauben scheinen, daß ein Wüstling, wie ich, weder Herz noch Gewissen hat, daß sie irgend wo die Glut, die Anbetung, das Verständniß wiederfinden wird, welches ihr bei mir geworden? Nein, Vater! — aber seien Sie ruhig! Ich will sie vergessen, denn dieser Schmerz ist unerträglich; möge diese ohnmächtige Wuth aufhören — ich will versuchen, die Blitze des Geschicks zu verachten — ich will nicht länger rasen. Ich will mich an Sie klammern — denn etwas muß ich lieben, seit ich Alerien gekannt — ich will Ihnen folgen, wo-

hin Sie gehen — ich will thun, was Sie wollen, und den Staub küssen, den Sie betreten — und wenn Sie mir gebieten ein Verbrechen zu begehen, so will ich es thun! Was kann ich mehr noch verlieren, als das Leben? — und was verliere ich denn am Leben so Großes? — Ich habe Alles genossen; ich habe genug gelebt!

Der Herzog legte die Hand auf St. Felix's glühende Stirn und bat ihn sich zu beruhigen. Der Virtuose ließ matt die Hände sinken und schwieg.

Ich will sie wiedersuchen, sagte der Herzog — ich schwöre bei Allem, was heilig ist, Dich glücklich zu machen! — ich habe nur ein Ziel im Leben, und dieses Ziel ist mir nicht vom Egoismus gesteckt — aber sei hinfort, was Du bis jetzt eigensinnig verweigert — sei mein Sohn, mein Freund!

Ich will es — ich will es! murmelte St. Felix abgewandt.

Und zum Belege Deiner Worte, sagte der Herzog, versprich mir zu thun, was ich neulich von Dir verlangte; noch ist es Zeit. — Es soll die letzte Bitte sein, die ich an Dich richte, Reginald.

Was war es? fragte der Virtuose zerstreut mit einem tiefen Seufzer.

Die politischen Geheimnisse des Herzogs von Winstoun! — Die Herzogin ist in Venedig allein.

Ja wohl, sagte St. Felix — ich besinne mich — ich sollte versuchen ein Heuchler zu werden. — Meinetwegen! — es ist nichts mehr an mir verloren.

Und welches Verbrechen begehst Du denn? fragte der Herzog. — Hast Du Verpflichtungen gegen ein Land, welches Dich in der Wiege verstieß, Dir Vater und Mutter raubte und Dich in die Fremde hinauswarf? — Begehst Du ein Verbrechen, wenn Du die Liebe einer Frau benutzest, um Deinen Vater zu retten?

Hören Sie auf, Mylord! erwiderte St. Felix kalt — was mein Gefühl verdammt, macht Ihre Beredsamkeit nicht wieder gut. Sei dem aber wie ihm sei — ich habe weder gegen die Welt, noch gegen mich selbst Verpflichtungen, und wenn etwas geschieht, woran ich zu Grunde gehe — desto besser für mich!

Zweites Buch.

Kapitel I.

„What do I see?
Fair Portia 's counterfeit!“
Shakespeare.

Es war einige Zeit nach der letztberichteten Unterredung, daß St. Felix unter einem fremden Namen nach Wien kam, sich dort der Behandlung eines berühmten Arztes unterwarf und sich in Folge derselben allmälig wieder erholte. In dem Maße, wie sein zerrüttetes Nervensystem einige Kraft und Einheit wieder gewann, kehrte ihm auch das Bewußtsein seiner menschlichen und künstlerischen Würde zurück, und er begann leidenschaftslos sein Leben zu überblicken. Er hatte viel geirrt; aber bis auf die letzten Ereignisse, zu welchen sein unseliges verblendetes Gemüth ihn hingerissen, hatte sein Leben keine Unwürdigkeit aufzuweisen, und er bereute seine letzte Vergangenheit mehr als sich sagen läßt. Er beschloß ein neues Leben zu beginnen. Hatte ihn die vergeistigte Leidenschaft für Alexien wirklich im Denken und Fühlen geläutert,

oder war es verstärkter Ueberdruß an seinem frühern Leben — kurz, er fühlte sich unfähig, in den Wust längst abgebrauchter Genüsse zurückzukehren, und sagte sich, daß die Kunst endlich das Einzige bleiben müsse, an das er sich im Leben zu halten habe. Er exaltirte sich in diesem Gedanken wie in Allem, was er ergriff, und vergaß in diesen Augenblicken einer neuen Weise, daß es für den Menschen keine absolute Vergangenheit giebt, welche man abschließen könne, gleich einer Jahresrechnung.

Der Herzog von Amundeville, nach seiner kurzen Anwesenheit in Venedig nach Paris zurückgekehrt, hatte, nachdem er erreicht, was er durch St. Felix zu erreichen beabsichtigt, gewünscht, daß derselbe nach Paris zurückkehre; hatte aber seinen Sohn, den die Hoffnung, Alexien wiederzufinden, in Deutschland fesselte, nicht dazu gezwungen, und begnügte sich damit, ihn im Auge zu behalten. St. Felix lebte also in Wien etwa vier Wochen, ohne etwas von seinem Vater zu hören und ohne überhaupt mit der Außenwelt in Berührung zu treten. Endlich äußerte er eines Tages den Wunsch, das musikalische Leben von Wien kennen zu lernen, und erkundigte sich bei seinem Arzt nach den künstlerischen Notabilitäten dieser ihm bis dahin fremden Stadt. Der Arzt schlug ihm vor, die Oper zu besuchen, von wel-

cher er sagte, daß sie gut sei, während er das Concertleben als mangelhaft schilderte. St. Felix ließ sich dazu willig finden. Man gab die Oper eines jungen englischen Componisten, Namens Henry, welcher, wie der Arzt sagte, seit kurzer Zeit in Wien sehr zurückgezogen lebe und sich damit beschäftige, in seinem Hause Unterricht zu geben. Er sei, wie man allgemein sage, ein außerordentlich talentvoller Clavierspieler und entschieden das größte musikalische Talent, welches Wien in diesem Augenblick sein eigen nenne. Leider scheine er die Oeffentlichkeit so sehr zu scheuen, daß selbst seine Oper, ein entschieden reizendes Musikwerk, nur unter großem Sträuben seinerseits in Scene gegangen sei.

St. Felix beschloß ungeachtet dieser Nachrichten, den jungen Künstler kennen zu lernen, erkundigte sich nach seiner Wohnung und begab sich zu ihm. Das Haus war abgelegen und schien bescheiden, doch wohnlich eingerichtet; ein Knabe versah die Dienste eines Portiers. St. Felix schickte eine Karte hinein; der kleine Diener kam mit dem Bescheide zurück, daß Mr. Henry nicht zu Hause sei, Mrs. Henry sich aber ein Vergnügen daraus machen würde, den Herrn zu empfangen.

St. Felix hatte nichts zu versäumen und trat ein. Eine schlanke, auffallend blasse Frau mit schwarzen Augen und Haaren empfing ihn mit jener vornehmen

Würde, welche man nur in den höchsten Kreisen anzutreffen gewohnt ist. Sie sprach viel und schnell, aber ohne Lebhaftigkeit; die Politur der Weltdame bedeckte augenscheinlich nur halb ein geheimes Seelenleben; die sich in jedem Worte verrathende Geistesbildung erweckte Interesse; aber der forschende unruhige Blick ihres Auges und die Entschlossenheit und Kälte ihres Wesens verhinderte den Virtuosen, sich diesem Interesse hinzugeben und sich in ihrer Nähe wohl zu fühlen. Er verabschiedete sich also nach kurzer Zeit mit dem Bemerken, daß er wiederkommen würde, um die Bekanntschaft ihres Mannes zu machen, gleichzeitig aber bäte, seine Anwesenheit in Wien nicht laut werden zu lassen, was Mrs. Henry versprach. Am nächsten Tage erzählte er dem Arzte von dem Fehlschlagen seines Besuches bei dem Componisten Henry und erkundigte sich nach den Verhältnissen der Frau desselben. Der Arzt erwiderte, daß er die Frau nicht kenne, und nur von seiner Tochter, welche bei Henry im Hause Unterricht nehme, wisse, daß sie jung sei und etwas Vornehmes, Strenges und Abstoßendes im Wesen habe. Er fügte hinzu, daß viele Leute die Ursache der großen Abgeschlossenheit, in welcher Henry lebe, in ihrer Eifersucht suchen wollten; man kenne ihn beinahe noch weniger als sie, und wer ihn kenne, sei völlig

hingerissen von seiner Liebenswürdigkeit. St. Felix, welchem die Tochter des Arztes vorspielte und der über die Auffassung und Ausführung des kaum 12jährigen Mädchens völlig erstaunt war, sagte, daß er diesen interessanten Menschen, der als Pianofortespieler, Componist und Lehrer gleich ausgezeichnet sein müsse, doch kennen lernen wolle, und begab sich am darauf folgenden Tage auf's Neue in dessen Wohnung.

Er wurde dieses Mal ohne Umstände eingelassen und in ein Zimmer geführt, welches an das Musikzimmer stieß. Mrs. Henry, wie das erste Mal in Schwarz gekleidet, empfing ihn mit Ausdrücken lebhafter Befriedigung, denen aber ein Unbehagen zum Grunde lag, welches St. Felix sich gegenüber noch nie an einer Frau beobachtet hatte. Vielleicht würde es für ihn anziehend gewesen sein, dieses Etwas in seinen Motiven näher zu untersuchen, wenn er nicht aus Prinzip gegen Alles, was ihn nichts anging, gleichgültig gewesen wäre. Mrs. Henry war nicht allein. St. Felix glaubte in ihrem Gesellschafter ihren Mann zu erblicken, und würde denselben ohne Weiteres als Mr. Henry angeredet haben, wenn ihn im zweiten Augenblicke nicht seine Beschäftigung frappirt hätte. Er saß nämlich vor einer Staffelei und malte. St. Felix verbeugte sich gegen ihn und

bat dann Mrs. Henry, ihn ihrem Manne vorzustellen.

Ich sehe, sagte er, daß Ihr Gemahl noch mehr Ansprüche an meine Bewunderung hat, als ich vermuthen konnte. Meine ganze Kraft geht in dem Dienste einer Kunst auf, während die seine ihm eine Wirksamkeit in zwei verschiedenen und gleich bedeutungsvollen Kunstgebieten erlaubt.

Sie irren! erwiderte Mrs. Henry sehr ruhig, wenn Sie diesen Herrn für Mr. Henry halten. Ich hoffe, daß Sie noch einige Zeit in Wien bleiben, weil ich nicht möchte, daß mein Mann das Vergnügen Ihrer Bekanntschaft verlöre. Er war untröstlich, Sie vor drei Tagen verfehlt zu haben, und noch untröstlicher, als er gestern auf mehrere Wochen verreisen mußte.

St. Felix zuckte die Achseln mit einer Miene des Bedauerns; er wußte im ersten Augenblicke nicht, ob er den Worten der jungen Frau glauben solle oder nicht. Mrs. Henry schien es nicht zu bemerken und sagte, indem sie einen Armsessel herbeirollte: Ich hoffe, daß Sie uns deßhalb Ihre Gegenwart nicht sogleich entziehen werden. Dieser Herr, welcher in seiner Kunst Ausgezeichnetes leistet und deßhalb gewiß Anspruch auf Ihre Theilnahme hat, ist Herr Mario Daginski, mein Freund.

St. Felix verneigte sich und sah Mrs. Henry an,

deren Gesicht bei den letzten Worten auch nicht die mindeste Bewegung verrieth. Er erwiderte, daß dieser Anspruch auf seine Theilnahme bereits in dem Freundestitel begründet sei, welchen sie dem Maler gäbe, und daß er nur wünschen könne, mit demselben bekannt zu werden. St. Felix, welchen das Auffallende der Mrs. Henry zu interessiren begann, hatte diese Erwiderung vielleicht nur gemacht, um irgend eine Erregung in ihr hervorzurufen; aber er irrte sich — die Frau blieb kalt wie Marmor.

Ich habe die Ehre, Ihnen Herrn Morven St. Felix vorzustellen, Mario! sagte sie; dann fügte sie hinzu, indem sie sich wieder zu dem Virtuosen wandte: Ich habe Sie Herrn Daginski nicht vorgestellt, weil Sie mir sagten, daß Sie in Wien incognito zu leben wünschten.

St. Felix erwiderte, daß, obgleich er auch noch diesen Wunsch hege, er doch stets glücklich sei, mit ausgezeichneten Künstlern bekannt zu werden, und wandte sich dann zu dem Maler, welcher seine Palette aus der Hand gelegt hatte und ihn, wie es schien, mit einem ungewöhnlichen Interesse betrachtete. St. Felix lächelte ein wenig. Sie prüfen die Linien meines Gesichts! sagte er — ich glaube, daß Sie nicht eben weit zu suchen brauchen, um anziehendere zu finden.

Mrs. Henry mochte in diesen Worten einen Vorwurf für den Maler zu entdecken glauben, denn sie sagte: Daß Herr Daginski und ich große Freude an physiognomischen Studien finden, können Sie nicht wissen; ich glaube aber, daß das Interesse an einem so außerordentlichen Künstler, wie Herr Morven St. Felix ist, auch in seinen eigenen Augen jeden Verstoß gegen die Form entschuldigen muß.

Daginski, welcher bis jetzt geschwiegen, ersparte St. Felix die Antwort auf eine Rede, welche ihn beinahe in Verlegenheit gesetzt hatte.

Ich glaube nicht, sagte der Maler, noch immer den Blick auf den Virtuosen geheftet, daß Herr Morven St. Felix ein Mann der Form ist. Ich bin so überrascht als erfreut, Sie kennen zu lernen, und Ihre Züge sind für mich als Maler natürlich das Anziehendste. Nach einem Bilde, welches ich einmal von Ihnen gesehen, glaubte ich, daß Sie anders aussehen müßten.

So viel ich weiß, erwiderte St. Felix, bin ich in meinem Leben nur ein einziges Mal gemalt worden, und zwar in London von einem armen Künstler, welchem, wie er sagte, für ein Bild von mir eine große Summe versprochen worden war und der mich um eine Sitzung bat, weil er arm war und Familie hatte.

Das Bild, welches ich gesehen, entgegnete Daginski, war also wahrscheinlich aus der Erinnerung gemalt; es war sehr unähnlich. Es befand sich auf dem Titelblatte einer Ihrer Compositionen.

Ach ja, rief St. Felix — ich besinne mich — der Verleger hatte diese Fratze ohne meinen Willen auf das Titelblatt malen lassen. Es ist ein Notturno in F-moll! Und St. Felix spielte die ersten Takte, welche eine sehr charakteristische Figur enthielten, mit den Fingern auf dem Tische.

Ja wohl! rief der Maler mit großer Lebhaftigkeit — das ist es — ich habe dieses Notturno hundertmal gehört — das größte Entzücken meines Lebens knüpft sich an die Erinnerung an Ihre Compositionen. Wenn Sie mich glücklich machen wollen, so spielen Sie mir dieses Notturno vor, Herr Morven St. Felix!

Sehr gern, erwiderte der Virtuose, wenn Mrs. Henry es gestattet.

Mrs. Henry's Erwiderung deutete an, daß sie längst um den Genuß, ihn spielen zu hören, gebeten haben würde, wenn es ihr nicht bekannt gewesen wäre, daß er, was sie sehr natürlich finde, derartige Aufforderungen nicht liebe. St. Felix trat darauf in das Musikzimmer und spielte die erbetene Piece. Daginski stand hinter ihm und schien von einer Erinnerung über-

wältigt; St. Felix erhob sich, und sah zu seiner Verwunderung, daß in dem kalten Auge Mrs. Henry's eine Thräne zitterte. Einen Augenblick lang standen die drei Personen, ohne zu sprechen. Daginski blickte auf die Tastatur; St. Felix lehnte, auf der Schwelle stehend, an dem innern Gesims der Thür; am Fenster, fünf bis sechs Schritte von ihm, stand Daginski's Staffelei, auf welcher ein fast beendigtes Bild ruhte. St. Felix's Augen schweiften langsam und zwecklos durch das Zimmer; plötzlich fielen sie auf die Leinwand des Malers. Der Virtuose glaubte in diesem Momente zu ersticken. Heiliger Gott! rief er aus, indem er auf die Staffelei zustürzte.

Der Maler und Mrs. Henry folgten ihm hastig und erstaunt und fragten, was ihm fehle — aber er hörte nicht; er hatte sie beide vergessen. Er stand vor der Staffelei und betrachtete das Bild. Täuschung war nicht möglich; es waren ihre blonden Locken — ihre großen, gedankenvollen Augen — es war ihre kühne Stirn — es war Alexia Zug für Zug. St. Felix besann sich — er unterdrückte die Thränen, welche mit Allgewalt hervorbrechen wollten. Er wandte sich zu den erstaunten Gesichtern des Malers und der Mrs. Henry um, ohne Verlegenheit zu empfinden; das Gefühl, welches ihn beherrschte, war zu tief für eine

solche Regung. Sagen Sie mir, flehte er zu Daginski gewandt — sagen Sie mir, wer dieses Mädchen ist.

Daginski schwieg betroffen. Ist das nicht Phantasie? rief Mrs. Henry — haben Sie ein Original zu diesem Bilde gekannt!

Ich kannte das Original! stammelte Daginski zu St. Felix gewandt.

Wo und wie? rief dieser mit Ungestüm, indem er die Hand des Malers erfaßte.

Es war eine Dame, welche ich früher unterrichtet habe, erwiderte Daginski zögernd — eine, welche Ihre Compositionen liebte —

Und heißt — heißt? unterbrach St. Felix mit ausbrechender Leidenschaft.

Fräulein von Meyen! antwortete Daginski mit tonloser Stimme.

Der Virtuose ließ die Hand des Malers fahren und richtete einen Blick in die Höhe, in welchem sich jene grenzenlose Wonne und Leidenschaft spiegelte, unter der die stärkste Natur zusammenbrechen muß. St. Felix mußte einige Minuten warten, ehe er die Sprache wiederfand. Dann gab er dem Maler die Hand und verneigte sich, um Vergebung bittend, gegen die Dame. Sie aber, rief er, zu Daginski gewandt, Sie müssen auf eine Stunde mit mir kommen. Sie

können mir vielleicht Mittheilungen machen, an welchen mir mehr als am Leben gelegen ist. Wenn Sie dieses Mädchen gekannt haben, so werden Sie den Edelmuth besitzen, den Jeder in ihrer Nähe lernte — und werden mir sagen, was Sie von ihr wissen.

Bestürzt, benommen, nicht wissend, was er that, und dem Einflusse sich hingebend, den St. Felix so unwiderstehlich über jeden Menschen ausübte, halb mit Gewalt von ihm fortgerissen, folgte Daginski dem Virtuosen.

Kapitel II.

„L'expression de la douleur s'entend d'un bout du monde à l'autre."

De Staël.

Die Nachrichten, welche Daginski dem Virtuosen über Alerien mitzutheilen hatte, waren bald gesagt. Er wußte zwar ihren jetzigen Aufenthaltsort nicht, kannte aber den Namen ihres Geburtsortes, auch den des Wohnsitzes des Grafen Manburg, ihres Schwagers. St. Felix machte aus seiner und Aleriens Liebe kein unnützes Geheimniß und drückte dem Maler seine Dankbarkeit und sein Entzücken auf eine so edle Weise aus, daß Daginski, welcher unter anderen Verhältnissen eine natürliche Regung der Eifersucht gewiß nicht zu unterdrücken im Stande gewesen wäre, völlig vergaß, daß er mit einem vorgezogenen Nebenbuhler rede. St. Felix dachte daran. Sie müssen sie auch geliebt haben, sagte er, und ich weiß nicht, ob ich den Edelmuth gehabt hätte, den Sie beweisen — aber freilich konnte man sie nicht anders lieben, als mit

Selbstvergessenheit. — Und was gedenken Sie nun zu thun? fragte Daginski. — Was anders, entgegnete der Virtuose, als sie aufzusuchen und ihr, wo sie auch sein möge, zu folgen! — Haben Sie keine Verhältnisse, welche Sie binden? Keine! versetzte St. Felix, und wenn ich welche hätte, was würden sie mich kümmern? — Ich will Ihnen noch eine Notiz geben, welche Ihnen wichtig sein könnte, sagte Daginski; auf dem Wege von hier nach Borantesburg liegt das Bad Steinbach, welches Frau von Meyen häufig besuchte; dort lebt der Doktor, welcher sie in Gemeinschaft mit einem französischen Arzt behandelte; derselbe weiß gewiß um ihren Aufenthalt.

Die beiden Männer trennten sich darauf. Es dunkelte bereits, und St. Felix, den es keine Nacht mehr in Wien gelitten haben würde, hatte nichts Eiligeres zu thun, als sich in ein Hotel zu begeben, um sich daselbst nach der Lage des Bades Steinbach zu erkundigen, von welchem weder Borantesburg noch das Gut des Grafen Manburg weiter als zehn bis zwölf Meilen entfernt war. Es schien ihm am besten, nach Steinbach zu gehen; es war ihm lieber, Alexiens Aufenthalt von dem Arzt der Frau von Meyen zu erfahren, als die Hülfe ihrer Verwandten in Anspruch zu nehmen, von denen er nicht einmal wußte,

ob sie sie ihm gewähren würden. Da er, wenn es sich irgend thun ließ, allein reiste und deßhalb gern Posten und Eisenbahnen vermied, so bat er den Hotelbesitzer, ihm für die Nacht eine Extrapost zu bestellen, welche er vor dem Hotel besteigen wolle, und begab sich in seine Wohnung zurück, um seine Vorbereitungen zur Reise zu treffen. Er brauchte wenig Zeit dazu, und eilte wieder in's Hotel, vor dessen Thür die Extrapost bereits wartete. St. Felix sprang schnell die Stufen hinauf, um mit dem Wirthe noch einige Worte über die Reise zu sprechen und eine Karte von Deutschland, deren man im Hotel feil hatte, zu kaufen, während man den Koffer auf den Postwagen brachte. Als er das Zimmer, in welchem er mit dem Wirthe gesprochen, verließ und über den hell erleuchteten Flur der Thüre zuging, hielt ein zweiter Wagen vor derselben, und eine in Schleier und Mantel gehüllte Dame stieg die Stufen herauf. St. Felix und der Wirth traten an die Seite, um sie vorbeigehen zu lassen, als die Dame, indem sie auf den Virtuosen einen zufälligen Blick warf, stutzte und wankte und einen leichten Schrei ausstieß. St. Felix sah sie an, ihre vielen Umhüllungen verhinderten ihn, sie zu erkennen, aber ihre große und, wie es schien, feine und schlanke Gestalt kam ihm bekannt vor; eine Ahnung durchzuckte ihn blitzesschnell, und indem er

rasch an ihr vorbeieilte, sprang er in den Wagen, welcher augenblicklich mit ihm von dannen rollte. Die Dame, die zu vergessen schien, daß sie auf dem Flur eines der besuchtesten Wiener Hotels, umgeben von den neugierigen Gesichtern des Portiers, der Kellner und einiger hier unaufhörlich umherlungernder Roués stand, schlug den Schleier zurück und blickte dem Virtuosen nach, dessen tief in's Gesicht gedrückter Hut und aufgeschlagener Mantelkragen zwar ein vollständiges Erkennen unmöglich machten, dessen Figur und Bewegungen aber, sowie die Fülle der hervorquellenden, blendend schönen Locken zu charakteristisch waren, um nicht in Jemandem, der ihn suchte, Verdacht zu erregen. Die ganze Scene war übrigens das Werk einer Minute, und nachdem die Post fortgerollt und der letzte Hornstoß verhallt war, ließ die Dame ihren Schleier wieder herab, forderte, nachdem sie noch einen Augenblick gedankenlos still gestanden, ein Zimmer und wankte die Treppe hinauf. Nach einer halben Stunde brachte man ihr das Fremdenbuch. Nachdem man ihr gesagt, daß sie ihren Namen einzeichnen müsse, und an der Schwierigkeit, mit welcher sie verstand und antwortete, bemerkt hatte, daß sie eine Ausländerin sei, zeichnete sie nach kurzer Unschlüssigkeit Mrs. Smith, verlangte dann mehrere französische und eng-

lische Zeitungen und begehrte, im Fall der Wirth französisch oder englisch spreche, denselben zu sehen. Der Keller rief den Wirth. Als derselbe erschien, hatte die Dame Hut nnd Mantel abgeworfen, nur eine weite Mantille verhüllte ihre Gestalt; sie war schön und jung, und ihre Züge waren von auffallender Lieblichkeit, aber eine wahre Todesbläſſe bedeckte ihr Antlitz, und in ihren Augen, welche ein blauer, ringförmiger Schatten umgab, lag eine so unverstellte, tiefe, an's Wirre grenzende Verzweiflung, daß der Wirth, unwillkürlich von Mitleid ergriffen, nicht wagte, sie anzureden. Die Dame strich sich mit der Hand über die Stirn; eine Fülle kastanienbrauner, durch die Reise losgegangener Flechten entrollte bei dieser Bewegung der letzten Haarnadel, welche sie gehalten, und fiel ihr auf die Schultern herab. Sie achtete nicht darauf und fragte den Wirth in französischer Sprache mit einem Tone, dessen unverstellte Bewegung verrieth, daß es ihr gleichgültig sei, was man von ihr denke, ob er den Mann kenne, welcher in dem Augenblicke ihrer Ankunft das Hotel verlassen habe und mit der Extrapost fortgereist sei. Der Wirth antwortete, daß ihm derselbe völlig fremd, und daß es ihm unmöglich sei, unter all' den tausend verschiedenen Gesichtern, welche er täglich erblicke, auf ein einzelnes Achtung zu geben; er habe sich

den Herrn nicht einmal sehr genau angesehen. Die Dame seufzte tief auf und fragte, ob er wisse, wohin jener Mann gereist sei. Der Wirth erwiderte der Wahrheit gemäß, daß derselbe sich nach dem Bade Steinbach erkundigt, sich aber nur bis zur nächsten Station Extrapost genommen habe; vielleicht würde der zurückkehrende Postillon über die Richtung, welche er eingeschlagen, etwas Näheres berichten können. Die Dame fragte noch, welcher Sprache sich der Mann bediene? — worauf der Wirth erwiderte, daß er sich auf deutsch sehr geläufig, obwohl mit etwas fremdartigem Accent ausgedrückt habe.

Nachdem der Wirth das Zimmer verlassen, warf die zum Tode Erschöpfte sich auf ihr Lager und entschlummerte, um am nächsten Morgen spät, aber noch ungestärkt zu erwachen. Ihr erstes Geschäft, nachdem sie sich mit etwas mehr Sorgfalt als am Tage zuvor angekleidet hatte, war, die Zeitungen zu lesen, welche man ihr bereits am letzten Abend gebracht. Eine unbeschreibliche Veränderung ging über ihr Gesicht, als sie einige von Paris datirte Spalten halboffiziellen Inhalts durchflog, welche meldeten, daß, nach einem fortwährenden heftigen Notenwechsel zwischen dem londoner und pariser Cabinette, der Herzog von Winstoun jetzt wirklich die Maske habe fallen lassen. Jedermann wisse, daß

er politische Zwecke in Paris verfolge, obgleich der dichteste Schleier des Geheimnisses noch über den genaueren Verhältnissen ruhe. Die Spannung des Hofes und des Landes wachse fortwährend, und jede Ordnung drohe in dem Wust von Privatkabalen unterzugehen, welche hin und wieder spielten und dem Uneingeweihten jedes Urtheil und jede Einsicht in den Stand der Dinge benähmen. Der Herzog von Amundeville sei der Einzige, dessen Blick hoch und klar, mit königlicher Ruhe über den Wirren zu schweben scheine. — Frankreich könne ohne diesen Mann nicht mehr bestehen. Der Herzog von Winstoun sei zu bedauern, im Falle seine Sendung die Entfernung des Herzogs von Amundeville zum Zweck habe; es gäbe keine Partei mehr in Frankreich, die ihn hasse, seit man fühle, daß man nicht mehr ohne ihn existiren könne.

Nachdem die Dame die Lectüre dieses und noch mehrerer ähnlicher Artikel beendet hatte, warf sie die Blätter weg und schritt im Zimmer auf und ab. Man hat mich geliebt und geachtet! murmelte sie mit schneidendem Schmerz — in meinem Leben war kein Flecken, vor welchem ich hätte zu erröthen brauchen, und jetzt — Verrätherin an Ehre und Vaterland, um eines Menschen willen, der sich nicht einmal die Mühe gab, mir Liebe zu heucheln —

den, wie es schien, eine wüste Verzweiflung in meine Arme trieb, den ich durchschaut und dem ich dennoch Alles geopfert habe! — Alles — Alles hin! fuhr sie fort, indem ihre Stimme in leises Schluchzen überging. Was ist Sanftmuth, was Liebenswürdigkeit, wenn sie nicht mit Gedankenklarheit gepaart ist — was weibliche Tugend, wenn sie nicht von Kraft und Entschlossenheit getragen wird? — Gleichviel! es ist geschehen! und es ist unwürdig, sich vor den Folgen eines Verbrechens zu scheuen, wenn man das Verbrechen selbst nicht scheute. Der Herzog wird nicht sobald zurückkehren — bis diese politischen Wirren sich lösen, wird mein Schicksal entschieden sein, und wenn sich erfüllt, was meine Ahnungen mir sagen, so will ich die Schuld büßen. Entschlossen bin ich dazu — Sterben ist nur ein Moment; es ist nicht schwer, ein solches Leben aufzugeben. Warum mir denn noch Vorwürfe über diese letzte Aufregung machen? über das tolle Sehnen, diesen Menschen, der, ohne es zu wollen, mein Mörder wird, noch einmal wiederzusehen — diesen Menschen, dessen Name in meiner Brust noch immer alle die schauderhaften Leidenschaften aufregt, die zu bekämpfen ich zu schwach war und welche empfunden zu haben ich noch kaum bereuen kann? — Nach diesen Worten schien die Unglückliche ruhiger zu

werden; sie legte die Zeitungen zusammen, trat vor den Spiegel, ordnete ihr Haar und schellte, um einem Kellner den Auftrag zu geben, den Wirth zu rufen, was augenblicklich geschah.

Sie haben mir versprochen, sagte sie zu dem Eintretenden, den Postillon, welcher den Herrn gefahren, nach welchem ich gestern fragte, über die Tour, welche derselbe genommen, auszuforschen.

Ich habe es gethan, erwiderte der Hotelbesitzer; aber der Mensch wußte nichts zu sagen. Es thut mir leid, daß ich Ihnen so wenig dienen kann. Ich wüßte gar nicht, wie ich es anfangen sollte, die Spuren dieses Herrn aufzufinden.

Vielleicht könnte ich durch einen Andern auf seine Spur gelangen — wenn dieser Herr überhaupt derjenige ist, den ich suche — es wäre ja möglich, daß ich mich gestern in der Person geirrt hätte. Haben Sie vielleicht erfahren, ob sich in jüngster Zeit ein berühmter Clavierspieler aus Paris, ein Künstler ersten Ranges, in Wien aufgehalten hat?

So viel ich weiß, nicht! der Name dieses Künstlers?

St. Felix! sagte die Dame nach einigem Zögern.

Ich habe nichts davon gehört; erwiderte der Wirth. Indessen ist es möglich — wer kann es wissen?

Ich glaubte es gehört zu haben, und hätte ihn

gern gesprochen, versetzte die Dame mit ziemlicher Ruhe. Und den Herrn von gestern Abend kannten Sie gewiß nicht?

Ich bitte Sie! rief der Wirth, welchen Grund hätte ich, Ihnen seinen Namen zu verschweigen. Er trank hier gestern Abend zwei Gläser Wein, bestellte sich Extrapost, erkundigte sich nach dem Bade Steinbach und kaufte eine Karte von Deutschland. Das ist Alles, was ich von ihm weiß.

Die Dame erröthete flüchtig. Es liegt mir viel an dieser Sache! sagte sie mit einem verlegnen und bittenden Aufblicke; um das Eine nur möchte ich Sie dringend ersuchen, nicht weiter von mir und meinem Begehren zu sprechen.

Der Wirth versicherte sie dessen. Uebrigens, fügte er hinzu, lebt hier in Wien ein Clavierspieler, der aber, wie ich glaube, aus England ist, sehr menschenscheu sein soll und Niemanden bei sich sieht, aber für einen eben so großen Componisten als Spieler gilt. Derselbe möchte wenigstens über St. Felix etwas Näheres wissen.

St. Felix suche ich gar nicht! rief die Dame mit einiger Hast — aber freilich möchte ich ihn mehrerer Gründe halber sehen. Kennen Sie ihn nicht persönlich? — haben Sie ihn niemals gesehen?

Niemals! erwiderte der Wirth.

Und der Clavierspieler, der hier lebt — den ich schon sprechen möchte, weil er aus England ist — hält er sich schon lange Zeit in Wien auf?

Ich weiß es nicht, wie lange; man hört von ihm erst recht, seit seine Oper vor vier Wochen zum ersten Mal gegeben wurde.

Und er ist menschenscheu und hypochondrisch?

Man sagt es.

Und heißt?

Ich hab's vergessen — ich kann mich leicht erkundigen.

Eine thörichte und unbestimmte Hoffnung, daß St. Felix und dieser geheimnißvolle englische Virtuose eine und dieselbe Person seien, stieg in der Seele der Frau auf.

Sie erkundigte sich nach der Wohnung desselben und versuchte dreimal Einlaß zu erhalten, ward aber unter verschiedenen Vorwänden jedesmal abgewiesen.

Mehrere Wochen vergingen, während welcher sie im Hotel lebte; dann, nachdem sie einmal mehrere Tage von Wien abwesend gewesen, miethete sie einige Zimmer in einem Privathause und blieb daselbst fast immer eingeschlossen.

Kapitel III.

„Sind das grüne Bäume? — Ist das Himmelsblau?
Ist das Abendroth? — Ach ja, es ist ganz artig gemalt
und auch sehr ähnlich; ich habe das Original gekannt."
Börne.

Wir versetzen uns wieder um einige Wochen zurück und befinden uns an einem schönen Sommerabende im Bade Steinbach.

Es war in der Glanzzeit der Saison und Steinbach war belebt; noch vermehrte sich die Zahl der Gäste mit jedem Tage.

Steinbachs reizende Umgebung lockte überdies an den Sonntagen eine große Anzahl von Menschen aus der Umgegend herbei, und an diesen Tagen war kaum Platz genug in dem Oertchen für alle diejenigen, welche darin Vergnügen und Zerstreuung suchten.

Ein solcher Sonntagsabend sank heute auf das friedliche Thal herab; es war der himmlischeste Abend, den man sich denken kann; sämmtliche Badegäste waren hinausgezogen, um, jeder auf seinem Lieblingsplatze, der Sonne einen Scheidegruß zu geben. Auf den

Straßen, vor den Häusern, unter den Brunnencolonnaden, wo nur ein schönes unbeschattetes Plätzchen war, ergingen sich oder standen die Menschen in bunten Gruppen; der See war mit offenen Gondeln bedeckt; Schaaren von Kindern trabten auf Eseln durch die Allee'n; die Menschen lachten, wie die Natur, vor Frühlingswonne. Die meisten Spaziergänger zogen sich nach einer Anhöhe, welche nur wenige hundert Schritte von dem Städtchen entfernt war, und von welcher man die weiteste Aussicht über den See hinweg in die Berge hatte.

Zwei junge Leute im Reisekostüm — wie es schien, eben erst angekommen — schlenderten ebenfalls den Berg hinauf. Sie schienen sehr vergnügt und wunderten sich, daß schon Einige wieder vom Berge herabstiegen, um sich nach Hause zu begeben.

Welche Tröpfe! lachte der eine — wir wollen den Abend besser benutzen. Obgleich eben vom Postwagen gestiegen, fühle ich mich doch so wenig ermüdet, als irgend einer, der Morgens um neun Uhr in seinem Bette erwacht. Und Sie, lieber Hallmann?

Eben so, Herr von Fischbach! entgegnete unser alter Bekannter, Hallmann. Ich freue mich, Sie wiederzusehen. Schade, daß wir nicht in demselben Postwagen saßen, zumal ich mit einem sehr schweigsamen,

trotzdem, wie es schien, höchst unruhigen Reisegefährten zusammengeschneit war, der mich sammt der übrigen Gesellschaft tödtlich ennuyirte. Doch sagen Sie mir, warum kommen Sie allein? — Hoffentlich folgen Ihnen Ihre geehrten Eltern, Ihre fidelen Herren Brüder nnd Ihre reizenden Schwestern!

Was meine Brüder und Schwestern betrifft, entgegnete Leopold Fischbach — so ist es damit etwas bedenklich, besonders mit den Schwestern. Zwei davon sind den Weg alles Fleisches gewandelt, das heißt, sie haben sich verheirathet; Karl wollte später nach Italien. Möglich, daß meine Eltern mit Elisen, welche jetzt allein noch zu Hause ist, später nachkommen.

Ich wünsche Ihnen zu Ihren Schwägern Glück! erwiderte Hallmann — obgleich ich wirklich durch diese Nachricht etwas geschlagen bin. Ihre schöne Schwester Amalie hatte einen großen Eindruck auf mich gemacht — ich war vollständig verliebt in sie.

Sie sind sehr liebenswürdig und galant, mir das zu sagen! erwiderte Leopold lachend; aber ich habe ein zu gutes Gedächtniß, um Sie nicht Lügen strafen zu können. Ich erinnere Sie an unsere gemeinsame, von mir noch immer nicht ganz vergessene Flamme, Fräulein von Meyen.

Ach, die Meyen! entgegnete Hallmann, indem er

flüchtig erröthete — aber wissen Sie, Herr von Fischbach, daß ich eben schon an sie gedacht habe. Sehen Sie doch die beiden jungen Frauenzimmer, welche dort vor uns hergehen, und die ich schon fortwährend betrachte — hat nicht die eine, die rechts in Schwarz, eine auffallende Aehnlichkeit in Gang und Figur mit der Meyen?

In der That! bemerkte Leopold — ganz ihre Manieren — sehen Sie, dieses Spielen mit dem Sonnenschirme! Wir werden gleich erfahren, ob sie es ist; es wäre in der That ganz herrlich.

Sie waren jetzt auf dem Punkte des Berges angekommen, wo sich eine Restauration und viele bequeme Sitzplätze befanden, welche fast alle besetzt waren. Das Terrain war hier möglichst aplanirt und am äußersten Rande von einem leicht aus Baumzweigen gearbeiteten Geländer eingefaßt, um welches mandelduftende Winden und wilde Rosen rankten. Die beiden Damen schritten vor den jungen Leuten her; letztere nahmen die ersten besten Plätze in Beschlag und folgten den Damen mit den Augen, welche endlich stillstanden und sich umsahen.

Heiliger Gott, rief Hallmann plötzlich, indem er die Augen auf die eine heftete — sie ist es — aber wie verändert!

Leopold Fischbach sah sie an und schwieg. In der That war sie furchtbar verändert, und durch die Bläße, welche ihr Gesicht bedeckte, nicht allein. Die beiden jungen Leute hätten sich ihr wahrscheinlich nicht genähert, wenn sie nicht bemerkt, daß Alexia sie erkannt hätte. Sie traten also zu ihr, begrüßten sie und blieben wohl eine Viertelstunde lang neben ihr stehen. Alexia stellte sie ihrer Schwester, der Gräfin Manburg, vor und sprach dann mit noch mehr Lebhaftigkeit als früher; aber es wurde Keinem wohl dabei. Sie war so sehr bleich geworden, und wenn sie sprach, irrten ihre Augen zerstreut umher; zuweilen lachte sie, und man wußte kaum warum. Auch auf dem Gesichte der Schwester stand der Kummer in leserlichen Zügen geschrieben. Hallmann gedachte der kranken Mutter, aber Fanny's Kleidung ließ den Gedanken nicht aufkommen, daß sie todt sei. Hallmann und Fischbach entfernten sich endlich; nach und nach wurden die Plätze auf dem Berge leer; das Lachen und Lärmen der harmlos heitern Menschen schallte noch von unten herauf; am Fuße des Berges zog eine Eselscavalcade vorbei, welche sich unendlich komisch ausnahm. Man machte Alexien auf dieselbe aufmerksam, und sie lächelte. Ihr Lächeln hatte auch noch den alten Glanz, aber es machte den Eindruck eines hellen Wintersonnenblicks,

der über die todte Erde schweift und erst recht zeigt, wie todt sie ist. Fanny ermahnte jetzt Alexien zum Weggehen; Alexia bat sie, noch ein wenig zu bleiben, wenigstens sie noch einen Augenblick lang oben zu lassen. Nun wußte Fanny, daß es nicht gut war, Alexien zu widersprechen. Sie sagte deßhalb, daß sie selbst nach Hause gehen wolle, um nach der Mutter zu sehen, gab Alexien, so sehr sich dieselbe auch sträubte, ihren Shawl und bat sie, ihr nachzukommen, ehe es zu kühl werde. Ihr folgten bald die letzten der auf dem Berge Anwesenden, und Alexia blieb allein. Sie lehnte an dem blüthenumrankten Gitter und schaute in die Ferne. Die Sonne versank hinter den Bergen, welche den See begrenzten — der klare Spiegel war noch mit einem rosenrothen Schimmer übergossen; das Städtchen lag schon in einen duftigen Nebelschleier gehüllt, über demselben hing in dem reinen Blau des Himmels die blasse Mondessichel und hier und da that sich ein Sternenauge auf. Wie oft hatte Alexia hier gestanden! wie oft hatte sie hier gescherzt, gelacht, geträumt und gebetet — und jetzt! — Alles noch wie sonst! murmelte sie, die Berge flimmernd in der Abendsonne — die Häuser golden überhaucht — die Blüthen noch so duftig, der Abend noch so himmlisch wie damals, als ich hier zuerst gestanden ohne eine

andere Empfindung, als die der übermüthigsten Jugendkraft! — schöne, süße Natur, die mich so oft entzückt — so sehe ich dich wieder! — Ich war so jung, so glänzend heiter! mir lachte Erd' und Welt, — ich glaubte mich ein verzogenes Kind des Schicksals! — Mir war zu Muth, als ob ich alle Stürme des Lebens aushalten können müßte — in dem tollkühnen Frohsinn meiner jungen blüthenvollen Seele glaubte ich, daß kein Schmerz mir jemals an's Lebensmark dringen könnte! Und hat mich das Auge eines Menschen so weit gebracht, daß aller Sonnenschimmer gewichen, noch ehe die Jugend und die glühende Poesie des Herzens vorbei, mit welcher ich die Nacht seines Herzens umwob und umleuchtete — hat diese kurze, qualenvolle Liebe mein Herz zertreten und meine Kraft vernichtet, was soll die Zukunft mir, wenn mir ein Gott nicht beisteht, ihn wiederzufinden? Giebt es für mich noch eine Wahl oder eine Frage nach dem, was mir zu thun übrig bleibt, wenn ich, nachdem ich diesen verloren, fühle, wie all' meine Fähigkeit — mein Gefühl — mein Urtheil — mein Talent verkohlt und zusammenbricht — wie Alles, was mich sonst entzückt und beseligt hat, ja, diese liebliche Schöpfung Gottes nicht ausgenommen, seinen Reiz verliert, wenn keine Erinnerung von ihm daran haftet? Gute Mutter, die vom

Vorurtheil der innigsten Liebe befangen uns trennte — hättest Du es nicht ahnen können, daß es keine Umkehr und kein Vergessen für den giebt, der das thränenvolle Geheimniß des Lebens von diesen Lippen und aus diesem dunkeln Blicke lernte? Du wirst sterben! — sei es denn in dem Bewußtsein, Dein Kind gerettet zu haben; ich will Deine letzten Augenblicke durch keine Andeutung dessen trüben, daß nach Deinem Tode meinem Herzen nichts übrig bleiben wird, als dem Mörder seiner Ruhe nachzujagen und zu folgen, gleichviel zu welchem Schicksal und zu welchem Ende. — Entschlossen bin ich dazu, und dieses Bewußtsein hält mich allein noch aufrecht! fuhr sie fort, indem ihr Auge an dem letzten röthlichen Schimmer haftete, der noch auf den Gipfeln der Berge leuchtete — wir haben uns geliebt, und ich wünsche nicht zu vergessen, was ich doch nie vergessen kann — aber wenn ich ihn nicht wiederfände, oder wenn er mich vergessen hätte — wenn ich ihn wiederfände und der Zauber gebrochen wäre, welcher ihn damals an mich fesselte — ja, was dann? — Es ist so gräßlich, wenn man den frommen Glauben verliert, der uns in unseren Kinderjahren beseligt! — Der Mensch, welcher glaubt, hat einen Gott, dem er sein Elend klagen — eine Zukunft jenseit des Grabes, in die er sich hoffend hinüberretten

kann, wenn auf Erden Alles vor ihm hinsinkt; — wir haben nichts in der ganzen Welt, als unser Elend und unsere Leidenschaften — dieses kurze, trübe Leben ist unser Alles — eine Zukunft haben wir nicht! — Alexia schwieg bei diesem Gedanken; sie lehnte ihr unbedecktes Haupt in die Hände, welche sie auf das rauhe Gitter stützte — ein leichter kühler Abendwind kam herauf und spielte mit ihren Haaren, und sie achtete nicht darauf, daß ihr Shawl von ihren Schultern fiel. — Sie weinte nicht — sie sann ohne zu denken, oder doch ohne sich irgend eines Gedankens bewußt zu werden — dann stand sie plötzlich langsam auf. Ja, wenn ich ihn nicht wiederfände oder er mich vergessen hätte — was dann? wiederholte sie gedankenlos und lehnte noch einmal über das Gitter, um zum letzten Male die Landschaft zu überschauen, auf welche der Mond bereits seinen silbernen Schein goß — als plötzlich ein Ton von unten zu ihr emporschallte, der den Schlag ihres Herzens hemmte. Es war ihr Name, der unten gerufen wurde, und wenn es kein Blendwerk der Hölle war — diese Stimme konnte sie — konnte sie nicht verkennen! Sie beugte sich weit hinunter, und ein lauter Schrei entfloh ihren Lippen, als sie am Fuße der nicht allzubedeutenden Anhöhe einen Mann er-

blickte, den sie erkannt haben würde, wäre es auch am Ende der Welt gewesen. Gleichviel, wie er dahin gekommen — er hatte sie erkannt — er hatte sie gerufen! Aufspringen, in fliegender Eile den Bergweg hinabstürzen, war eins; sie fühlte nichts mehr, als daß er da sei — sie fühlte nichts mehr, als die stürmende Leidenschaft ihres Herzens; — vor einer möglichen Täuschung zitterte sie nicht. Ohne Kraft für einen einzigen Gedanken oder ein einziges Wort — ohne seinen Namen zu rufen, stürzte sie, unten angelangt, bewußt- und besinnungslos in St. Felix's Arme.

Kapitel IV.

„Ich hab' dich wieder!
„O, nun ist Alles wieder gut!"
Schiller.

Schön ist jedes Wiedersehen — auch für die jüngste, noch nie getäuschte klare Seele, deren größter Schmerz die Wehmuth einer kurzen Trennung war; aber die ganze Wonne dieses Wortes zu begreifen, vermag nur der Elende, welchem über tausend zertrümmerte Hoffnungen, über tausend durchweinte Nächte hinweg ein wandelloses Gefühl blieb — eine Leidenschaft, mit deren Gegenstand er Alles verlor, was ihm das Dasein theuer machte. Nur der Unglückliche, wenigstens der einmal unglücklich Gewesene, kann lieben, mit der Liebe, die das Grab überdauern würde, wenn es eine Unsterblichkeit gäbe. Die meiste Poesie liegt in den Liebesträumen unserer ersten Jugend, die meiste Wahrheit in den Leidenschaften, welche wir mit Bewußtsein erfassen, wenn die duftige Nebelwolke, welche in unsern jungen Tagen das Leben vor unsern

Blicken verhüllte, längst zerrissen — das unklare Sehnen unseres Herzens längst der deutlichen Anschauung unserer selbst und der Welt gewichen ist. „Du bist mein Alles!" sagt jeder Liebende zu seinem Gegenstande, aber wahr ist es nur im Munde dessen, den kein anderer Reiz der Welt von dem geliebten Wesen mehr abzieht — dem nichts mehr geblieben ist, wohin er sich aus dem Drange des Lebens retten kann, als dieses eine Herz — dem nichts mehr unter der Sonne lächelt, als dieses eine Auge — — Lieben kann nur der Unglückliche. — Ich habe nichts, als Dich! stammelte Alexia, als sie die Sprache wiederfand. Alexia, Alexia! murmelte St. Felix — ich habe Dich wieder — Du bist wieder mein! — ich wußte wohl, daß Du mich nicht verlassen habest! — Alexia antwortete nicht; sie sank auf einen großen Stein, der am Wege lag; St. Felix kniete vor ihr nieder und stützte seinen Kopf auf ihren Schoß. — Ich habe Dich wieder! murmelte er — so bin ich selig — so beneide ich keinen Gott im Himmel! Dann richtete er sich wieder auf und sah ihr in's Gesicht. Blaß! sagte er, indem er ihr das Haar von der Stirn strich — blaß und wie es scheint krank! — Geh' — geh' — setze Dich keinen Augenblick länger dieser kalten Abendluft aus — morgen sehen wir uns wieder! — Morgen! wiederholte

Aleria — wer weiß, was morgen geschieht — ich glaube an nichts mehr, als an den Augenblick! — Ich glaube, denke und hoffe weiter! rief St. Felir — ich glaube an eine göttliche Gnade; ich werde Thränen und Gebet wiederfinden, nun ich Dich wieder habe. Du bist mein Licht und meine Zukunft; Du mußt Dich mir erhalten, denn ich müßte untergehen, wenn ich Dich zum zweiten Mal verlieren sollte. Morgen, noch bevor irgend Jemand erfährt, daß ich hier bin, werden wir uns sehen und uns erklären, wie es kam, daß wir uns trennten und uns wiederfanden. — Denken wir nicht mehr an die Trennung! sagte Aleria; aus Sorge, aus Liebe hat meine Mutter mich Dir entführt und mir jedes Mittel abgeschnitten, Dir Kunde von mir zu geben; Du wirst es ihr verzeihen. — Ich kann es! erwiderte St. Felir; es war das Schlimmste, was mir geschehen konnte; die Folgen haben es bewiesen; aber ich kann Alles vergeben, so wie Du mir Alles vergeben hast. — So hast Du mir denn die Schuld unserer Trennung nicht beigemessen? fragte Aleria; Du bist nicht irre an mir geworden? — Wie konnte ich denn? entgegnete St. Felir — Du kanntest mich ganz; Du mußtest mich entweder grenzenlos verachten oder grenzenlos lieben. Konnte ich noch zweifeln, konnte ich noch fragen, ob Du mich täuschtest,

nachdem ich einen Blick in die Tiefen Deines wahren Herzens geworfen? — Alexia warf sich bei diesen Worten in die Arme des Virtuosen; St. Felix küßte sie zum ersten Mal in seinem Leben auf den Mund. Dann nahm er sie bei der Hand, und nachdem Beide stumm einen Augenblick lang auf die mondbeschienene Landschaft und den schimmernden See geblickt hatten, sagte St. Felix: Wir gleichen uns an Fähigkeiten — an Leidenschaft — an Unglück — das Einzige, was ich Dir voraus habe, ist die Erfahrung im Gebiete des Irrthums und der Ueberdruß an letzterem; es ist der sicherste Bürge dafür, daß meine Liebe zu Dir ewig ist, wenn es dafür anders noch einer Bürgschaft bedarf. Ich suche vergeblich nach einem Ausdruck für diese Leidenschaft — und eben so vergeblich nach der endletzten Ursache derselben. Ich glaube, ich liebe Dich, weil Du das Gute, das Edlere in mir, was in dem Strudel und Taumel meines Lebens so oft und laut vergebens um Rettung geschrieen hat, in Dein Herz geschlossen und mich gerettet hast, indem Du an dies liebe Herz mein ganzes Wesen wie an einen Magnet hinziehst. Ich bin einer Versuchung gegenüber schwach, Alexia, aber bei Dir, Du liebe Heilige, wagt sich keine Versuchung zu mir heran. — Du machst Dich selbst recht schlecht! sagte Alexia — denkst Du, daß es mir

anders und besser geht, als Dir? — Ich könnte über dieses Wort lächeln, wenn ich nicht darüber weinen müßte! erwiderte St. Felix, indem er langsam mit ihr vorwärts schritt; versuche niemals, mir über unseren beiderseitigen inneren Werth Vorspiegelungen zu meinen Gunsten zu machen; betrachte mich nie anders, als wie einen Sünder, den Du durch Liebe rettest. Daß es so ist, habe ich in der kurzen Zeit unserer Trennung erfahren. Du hattest Alles mit Dir hinweg genommen, was gut und rein an mir war; was zurückblieb, war ein trüber Wahnsinn mit wenigen Lichtblicken; mich hatte Gott verlassen, und ich habe Unwürdigkeiten begangen, Alexia! — Allmächtiger Gott! wie spielt das Schicksal mit unserer Tugend! noch heute begreif' ich nicht, wie ich so schlecht geworden bin! — Das Mädchen preßte leidenschaftlich seine Hand an Herz und Lippe. Ich weiß nicht, sagte sie, was Du verbrochen hast — es ist mir aber gleichgültig, wenn es mir gelingt, für eine fleckenlose Zukunft Dich zu retten. Wenn dieser Zauber unauflöslich sein kann, den Du in mir zu finden wähnst, Reginald, so werden wir uns nicht wieder trennen. — St. Felix küßte schweigend ihre Hände; sie waren jetzt bei den ersten Häusern von Steinbach angekommen und sagten sich Lebewohl bis zum folgenden Morgen.

Kapitel V.

Beweinenswerthe Mutter!
Beweinenswürdigeres Kind!
Euripides.

Frau von Meyen hatte, wie dem Leser bereits angedeutet worden, Venedig verlassen, ohne vorher ein Wort davon zu sagen, und es war leicht gewesen, Alexien, welche noch immer an ihr Zimmer gefesselt gewesen war, sogar die Vorbereitungen zur Abreise bis auf den letzten Tag zu verheimlichen. Alexia sah sich durch ihre Mutter förmlich entführt, und was ihr Herz auch leiden mochte, sie ertrug mit Gelassenheit, was ihre Pflicht ihr auferlegte. Graf Manburg, welcher einwilligte, seine Frau bei ihrer Mutter zu lassen, begab sich auf seine Güter zurück, und Fanny unterzog sich mit einer Geduld und Liebenswürdigkeit, welche jede frühere Nachlässigkeit und Schlaffheit vergessen machte, der doppelten Aufgabe, die leidende Mutter und die leidende Schwester zu pflegen und zu erheitern. Frau von Meyen täuschte sich Anfangs über ihre Kräfte.

Alexiens Reiselust kennend, wollte sie mit ihren Töchtern durch Südfrankreich reisen, um namentlich die jüngere zu zerstreuen; aber wenige Tage einer ziemlich schnellen Fahrt erschöpften sie so sehr, daß sie einsah, das Ziel ihres Lebens könne nicht mehr fern liegen. Sie gab also den Reiseplan auf und war Anfangs halb und halb entschlossen, nach Borantesburg zurückzukehren, um ihre letzten Lebenstage daran zu setzen, ihren Mann mit ihrer Tochter auszusöhnen; durch einen Brief des Grafen Manburg aber, welcher nach Borantesburg gereis't war, um Herrn von Meyen zu sprechen und ihm die mögliche Rückkehr seiner Familie anzuzeigen (von Briefwechsel zwischen beiden Gatten war nämlich keine Rede gewesen), erfuhr die betrübte Mutter, daß Herr von Meyen seit ihrer Abreise im letzten Frühling nicht nach Borantesburg gekommen und von Berlin aus, wo er seitdem gelebt habe, jetzt fort und, wie man glaube, nach Paris gereis't sei. Frau von Meyen ahnte den Grund dieser Reise; denn sie wußte, daß die Fürstin Jaraczewska in Paris sei, und empfand denselben zu schmerzlich, um nicht zu fühlen, daß zwischen ihr und ihrem Manne Alles aus sei, ja, um nicht sogar einigen Widerwillen gegen den Gedanken zu hegen, daß Alexia jemals wieder mit ihrem Vater in Berührung kommen solle. Frau von Meyen

ahnte nichts von der Angelegenheit, welche ihren Mann so sehr beschäftigte — die Auffindung von Romanens Sohn — sonst würde sie noch mehr vor der Zukunft in Bezug auf Alexien, namentlich in Betreff ihrer Vermögensverhältnisse, gezittert haben. Denn ihr eigenes Vermögen, welches ihren Töchtern natürlich zugesichert war, obschon nicht ganz unbedeutend, war gering im Vergleich zu den Ansprüchen, in denen Alexia erzogen worden war, und Frau von Meyen glaubte nicht, daß ein junges weibliches Wesen dieselben so leichten Kaufes aufgeben könne. Aber ganz abgesehen davon, was sollte aus Alexien werden? wo sollte sie nach ihrer Mutter Tode leben? Konnte Frau von Meyen wünschen, daß sie zu einem Vater zurückkehre, der sie nicht verstand und beinahe haßte — in ein Haus, welches eine Fürstin Jaraczewska vielleicht binnen Kurzem beherrschen würde? Sollte Alexia zu ihrer Schwester gehen? — Neue Bedenken! Mit weiblicher Scharfsichtigkeit hatte Frau von Meyen bemerkt, daß Graf Manburg noch immer nicht gleichgültig gegen Alexia war, und daß seinem Verhältniß zu Fanny, trotz deren Schönheit und Zärtlichkeit, trotzdem, daß er ihr mit Zuvorkommenheit, ja beinahe mit zu viel Galanterie begegnete, eine gewisse Gleichgültigkeit zum Grunde lag, welche sie mit Besorgniß erfüllte, obschon Fanny sie nicht zu empfinden

schien. Frau von Meyen hatte aus zu vielen Beispielen gesehen, daß Alexia, trotz ihres unscheinbaren Aeußern, für die Männer etwas überaus Hinreißendes hatte. Das schnelle Spiel ihres Geistes und Witzes blendete so sehr, als ihre tiefen und reifen Gedanken zur Bewunderung reizten; es blieb Niemand, der sich täglich in ihrer Nähe befand, ihrem Einflusse fremd. Sollte die zärtliche Mutter wünschen, daß eine Tochter das eheliche Glück der andern störe, ohne darum selbst glücklich zu werden? — Oder sollte Alexia ihrem künstlerischen Zuge folgen, unter fremde Menschen gehen, und sich der Kunst für's Leben widmen? Der letzte Fall schien der Frau von Meyen noch der wünschenswertheste; aber mit Freudigkeit konnte sie sich auch diesem Gedanken nicht zuwenden. Alexiens phantastische Neigung zu St. Felix, von welcher Frau von Meyen nicht einmal wußte, daß sie erwidert und bereits zur tiefsten Leidenschaft geworden sei, beunruhigte sie ebenfalls; und, obgleich sie von dieser Seite her noch am wenigsten fürchtete, weil sie hoffte, die Sache bald in Vergessenheit gerathen zu sehen, und deßhalb mit keiner Silbe des Virtuosen erwähnte, so war und blieb doch Alexiens Zukunft ein Problem, welches sie unaufhörlich vor ihre Seele beschwor, und vor welchem sie, an seiner Lösung verzweifelnd, eben so oft trostlos die

Augen schloß. Fanny theilte im Stillen einige der Gedanken und Befürchtungen ihrer Mutter, namentlich ahnte sie Alexiens Liebe zu St. Felix; aber sie wagte nicht, sich gegen Mutter oder Schwester darüber auszusprechen. Alexia suchte indessen durch Liebenswürdigkeit und Lebhaftigkeit sowohl ihr körperliches als ihr seelisches Leiden zu verdecken; aber das Mutterauge war schärfer, als sie glaubte; es würde nicht einmal ihres kranken Aussehens bedurft haben, um demselben zu verrathen, daß sie leide.

Daß Alexia entschlossen gewesen war, sich nach dem Tode ihrer Mutter der Kunst zu widmen und St. Felix wieder aufzusuchen, wissen wir aus ihrem Selbstgespräch. Mit den praktischen, in diesen Vorsatz einschlagenden Fragen hatte sie sich bisher wenig beschäftigt. Sie war praktisch, wo es auf schnelle Entschlüsse und auf Geistesgegenwart ankam; sie wußte sich stets zu helfen, wenn der Augenblick etwas von ihr forderte, aber auch nicht früher; — nicht sowohl aus Mangel an Umsicht, als, weil sie sich auf das Talent, schnell Auswege zu finden, verließ und gewissermaßen verlassen durfte. So kam es, daß sie von St. Felix geschieden war, ohne daß sie ihm je ein Wort über ihre äußerlichen Verhältnisse gesagt hatte; so kam es, daß sie, als sie ihn wiederfand, keinen Gedanken davon

hatte, auf welche Weise er zu ihr gelangt sei. Für uns, die wir ihn bis Wien begleitet haben, ist dies sehr leicht zu durchschauen. Das Begegnen am Berge war ein zufälliges gewesen; St. Felix war Abends in Steinbach angekommen, und unfähig, in demselben Augenblicke andere, als flüchtige Erkundigungen einzuziehen, hatte er den ersten, besten Spazierweg eingeschlagen und sie auf demselben gefunden und erkannt. Um das Alles kümmerte sich Alexia wenig. Sie sah St. Felix am nächsten Tage wieder, und Wochen vergingen in der alten Seligkeit und Schwelgerei, wie in den ersten Tagen ihrer Liebe. Wie konnte es bei diesen beiden Naturen auch anders sein? — jede geizte mit den kostbaren Minuten eines ungestörten Glücks. St. Felix bemerkte einmal lächelnd, daß Alexia es bereits weiter als er in der Philosophie des „für den Augenblicklebens" gebracht habe, an welcher sie an dem Abend, wo sich in Venedig das erste Verständniß entsponnen, solchen Anstoß genommen habe. Unterdessen verschlimmerte sich der Zustand der Frau von Meyen zusehends. Alexia, zwischen Leidenschaft und Kindesliebe getheilt, jeden kommenden Tag fürchtend — jede Minute zwischen entgegengesetzten Neigungen schwankend, machte endlich auch hier ihre Entschiedenheit geltend. Ihrer unerträglichen Ungewißheit

ein Ende zu machen, befragte sie den Arzt auf Ehre und Gewissen über die wahrscheinliche Lebensdauer ihrer Mutter und erhielt zur Antwort, daß zwar Bestimmtes nicht zu sagen sei, daß aber die Lebensdauer der Frau von Meyen aller Voraussicht nach, den Termin von vier Wochen nicht überschreiten könne.

Kapitel VI.

„Strange fits of passion I have known
And I will dare to tell."

Wordsworth.

Nachdem Alexia diesen Bescheid erhalten, eilte sie dem Parke zu, wo St. Felix sie gewöhnlich um eine bestimmte Stunde erwartete, um mit ihr, in Erinnerung an die Tage von Venedig, auf dem See in einer kleinen bedeckten Gondel umher zu fahren, ob es gleich schon October und ziemlich rauhe Luft war. Sie traf St. Felix auch heute; sie warf sich ihm mit Ungestüm in die Arme, sagte ihm in kurzen Worten, was sie von dem Arzt erfahren und brach dann in heftige Thränen aus. St. Felix nahm sie bei der Hand und ging mit ihr einen der einsamen Wege entlang, welche von dem Parke aus in die Berge führten; er sprach nicht und ließ sie ruhig weinen; endlich stand er still und sagte freundlich: Ich ehre Deinen Schmerz — ich liebe Dich um dieses Schmerzes willen; aber hast Du mir gar nichts zu sagen, Alexia,

was mir Ersatz für das Weh böte, daß ich Dich weinen sehen muß? — Nichts, entgegnete Aleria, nichts, als daß ich Dich liebe — daß Du mein Alles und meine Zukunft bist — nichts, Reginald, als was ich hundert Mal versucht habe zu sagen, ohne es doch jemals sagen zu können. — Höre mich an, liebes Kind, sagte St. Felix, indem er seinen Arm um ihre schlanke Gestalt legte — wir haben viel geschwärmt und viel in Träumen aller Art geschwelgt. Das durften wir bis jetzt, weil wir unserer Liebe auch ihre Jugend gönnen mußten; jetzt aber tritt das Leben uns an mit ernsten Fragen und wir müssen auf kurze Zeit praktisch sein, wenn wir jemals ganz glücklich werden wollen. Hast Du mich verstanden? — Aleria bejahte. — Nun siehst Du — begann St. Felix wieder — ich habe keine Geheimnisse vor Dir gehabt — ich habe mich selbst Dir, wie ich bin, beschrieben; gegen Dich wenigstens habe ich kein Unrecht begangen. Was hätte es mir auch geholfen, mit Dir und Deinem Frieden zu spielen? — Dich mußte ich auf immer besitzen; damit ich Deiner gewiß sei, mußtest Du nicht ein Ideal, dem Du meinen Namen liehest, sondern mich ganz wie ich bin, lieben; es durfte keine Wolke zwischen uns sein. Darum, weil es einer Formel bedarf, um Dich ohne Tadel vor Gott und Men-

schen mein nennen zu können, muß ich anfangen zu handeln. Mir persönlich ist sonst diese Formel gleichgültig; aber ich will nicht, daß auch nur der Schatten eines Tadel an meinem Verhältniß zu Dir hafte. Verstehst Du mich? — Verstehe ich Dich denn nicht immer? fragte Alexia. — Immer! erwiderte St. Felix; aber mir ist, als ob ich mich undeutlich ausdrückte, sobald ich von praktischen Dingen mit Dir rede. Von Deiner Seite, Alexia, steht, soviel ich weiß, kein Hinderniß unserer Liebe entgegen; ich aber glaube Dir in Venedig gesagt zu haben, daß ich verheirathet bin. — Du hast es mir gesagt! erwiderte Alexia, und ich habe es nicht vergessen, obgleich wir seitdem keine Silbe über diesen Gegenstand gewechselt haben. — Ich mochte nicht davon sprechen! sagte St. Felix; aber jetzt soll und muß es sein. Ich muß, um Dich mein nennen zu können, mich von dieser Frau scheiden — ich hätte von Venedig aus Schritte dazu gethan, wenn ich Dich nicht für mich verloren geglaubt hätte. — Alexia schauerte leicht zusammen. — Man nennt die Liebe eine Macht vom Himmel! murmelte sie — aber es ist nicht wahr; — sie ist ein höllischer Zauber, welcher uns, ohne daß wir es ändern können oder wollen, von einer Sünde zur andern reißt. Nicht genug, daß ich Dich geliebt habe, während ich doch wußte, daß Du einer Andern

angehörtest — jetzt soll um meinetwillen das Herz einer Unschuldigen gebrochen werden, und um meinetwillen sollst Du einen neuen Frevel begehen. St. Felix ergriff ihre Hand und drückte dieselbe mit einer Art von Wuth an's Herz. Hättest Du den Muth, rief er, mir zu rathen, diesen Schritt zu unterlassen? Alexia antwortete nicht und kämpfte mit ihren Thränen. Hättest Du diesen Muth? wiederholte St. Felix knieend — o nur dieses eine Mal, wenn Du's für Sünde hältst, sündige mit mir! — frage Dich — frage die Tiefe Deiner Liebe für mich, ob Du meine geistige Rettung, meine irdische Seligkeit, meine Erhaltung für die Kunst zu theuer mit einem Irrthum erkaufst? Alexia neigte sich zu St. Felix nieder und drückte ihre glühende Wange auf seinen blonden Scheitel. Ich habe nicht den Muth, den Du mir zutraust! flüsterte sie — ich bin so schwach als Du. St. Felix stand auf und sah Alexien mit einem Blicke an, der ihr durch die Seele ging. Dann sagte er: Ich kann Dich übrigens beruhigen. Dieser Schritt, welcher Dir als Sünde und Grausamkeit erscheint, ist einer, zu dem ich längst berechtigt bin, und den ich nur unterlassen habe, weil ich für meine Frau das Gefühl hatte, welches man Dankbarkeit nennt. Hast Du in diesem Augenblick Ruhe und Geduld genug, um das, was Dir an der Ge-

schichte meines Lebens noch fehlt, anzuhören? — Gewiß! entgegnete sie — gewiß! — und Du hast Deine Frau nie geliebt? — Nein, liebe Alexia! erwiderte St. Felix, Du wirst gleich einsehen, ob das möglich war. Aber ich hätte sie gern glücklich gemacht; der Fehler war nur, daß ich die Unmöglichkeit nicht früh genug erkannte. Höre mich an, Du weißt, daß der Herzog von Amundeville mein Vater ist. Ich ward als Kind meiner Mutter, der Lady Anna Dewry, entrissen und in ein französisches Kloster gesteckt, ohne daß meine Eltern es erfuhren. Meines Vaters Leben wird Dir bekannt sein; meine Mutter, auf's Entsetzlichste von ihrer Familie gequält, starb, nachdem sie mehrere vergebliche Versuche gemacht, zu meinem Vater zurückzukehren. Dem Prior des Klosters allein ward das Geheimniß meiner Herkunft anvertraut; man gab mir den Namen St. Felix, als einen von der Familie meiner Mutter früher geführten Geschlechtsnamen; über meinen Beruf war von derselben nichts bestimmt worden. Der Prior mochte mich zum Mönch bestimmt haben; ich wurde zu den strengsten Studien angehalten. Der größte Theil meiner wissenschaftlichen Bildung datirt sich aus jener Epoche; denn schon als Knabe war ich unersättlich im Arbeiten, noch unersättlicher aber in Traum und Freiheitssehnen. Als der gute Prior starb und

ich den Mönchen, die zum Theil sinnliche und rohe Gesellen waren, überlassen blieb, empörte sich mein Gefühl dagegen, auch Mönch zu werden, und nur mit Widerstreben ertrug ich die Tyrannei, der ich mich beugen mußte. In der Bibliothek des Klosters fand ich musikalische Schriften, welche ich Nachts heimlich studirte. Meine Leidenschaft für die Musik entwickelte sich schon in meinen frühesten Jahren; endlich faßte ich den Entschluß, wirklich Musiker zu werden. Ein junger, etwas humanerer Mönch als die Uebrigen, besorgte mir ein altes Clavier und unterstützte mich in meinen Studien; bald half ich mir allein, sowohl theoretisch als praktisch. Jetzt wollte man mich zum Orgelspieler des Klosters anbändigen, aber ich widersetzte mich diesem Vorhaben mit wahrer Wuth. Als mir die Mönche eines Tages vorhielten, daß die anfänglich für meine Erziehung entrichtete Pension längst ausgeblieben und ich aus Mitleid erhalten worden sei, entfloh ich aus dem Kloster. Ich war damals sechszehn Jahr alt. Etwa achtzehn Monate lang trieb ich mich im südlichen Frankreich umher; daß ich durchkam, verdankte ich vielleicht meinem sich überall kundgebenden Wissensdurste — vielleicht auch meiner Keckheit und meinem damals schönen Aeußern. Wohin ich kam, suchte ich nach öffentlichen Bibliotheken, in denen

ich mir eine Masse theoretischen Wissens zusammenlas. Ein ziemlich musikverständiger Mann in einer kleinen Stadt entdeckte zufällig meine Fertigkeit auf dem Claviere und gab mir den Rath, ein Concert zu versuchen. Er selbst versprach mir dabei behülflich zu sein; aber noch ehe die Sache in Ausführung kam, mußte ich leichtsinniger Streiche halber eilig und heimlich die Stadt verlassen. Ich wandte mich nun nach einem Badeorte in der Nähe, welcher, wie ich hörte, sehr besucht war. Ich hatte den Gedanken an ein Concert noch nicht aufgegeben, aber ich war zu leichtfertig, um Ernst zu machen. Durch das Glück berauscht, welches ich überall, selbst in der Eigenschaft eines Taugenichts machte, trieb ich mich, theils in meine Studien, theils in extravagante Schwärmereien vertieft, zweck- und planlos umher. Ich werde mich ewig des Nachmittags erinnern, an welchem ich, nach mehrstündigem Umherschweifen in der bergigen Umgegend des Badeortes, an einen sehr wilden, pittoresken Platz gelangte, der ein Hauptversammlungsort der Badegäste war. Auch heute saßen viele Menschen, namentlich Damen in voller Toilette, auf dem Platze vor der Restauration, obgleich hinter den tannenbewaldeten Bergen ein Gewitter heraufzuziehen drohte. Mehrere Musikanten waren um einen Tisch gruppirt; die Musik war ziemlich

mangelhaft, aber die malerische Scenerie, zu welcher die wehmüthigen Melodieen vollkommen paßten, und das Echo, welches sie dreifach in der Ferne wiedergab, machten sie zu dem ergreifendsten Concerte, welches ich je gehört hatte. Ich stand auf einer kleinen Erhöhung unbedeckten Hauptes, an eine Tanne gelehnt, und mein Entzücken mochte sich wohl auf meinem Gesicht wiederspiegeln. Plötzlich bemerkte ich unmittelbar unter mir mehrere Damen, deren eine jung noch und nicht unschön, die andere augenscheinlich auf mich aufmerksam machte. Meine Stellung mochte nicht eben die Lektionen eines Pariser maître de grace verrathen, denn sie sagte zu ihrer Nachbarin, indem sie auf mich zeigte: look at that beautiful little ruffian! — ein Kompliment, welches ich verstand, da man mich im Kloster englisch gelehrt hatte. Ich war zu keck und auch zu frech, um Verlegenheit zu fühlen; außerdem war ich in einem Moment der Extase, und da der Donner ohnehin zu grollen anfing, eilte ich in das Wirthshaus, wo, wie ich wußte, ein elendes Clavier stand. Nachdem ich das Zimmer betreten, ohne um Erlaubniß zu bitten, fing ich an zu spielen, indem ich mir sehr wohl bewußt war, daß hiermit jede Gefahr, hinausgeworfen zu werden, beseitigt sei. Meinem Beispiele folgten Viele der draußen Sitzenden; schon

fing der Regen an gegen die Fenster zu schlagen. Das Zimmer füllte sich; ich spielte immer fort. Eine feierliche Stille erhielt sich in der Stube; endlich stand ich ganz erhitzt auf, ohne mich um das allseitige Bravoklatschen zu wundern oder besonders zu freuen, als ich neben mir die Dame von vorhin bemerkte, welche mich beinah scheu betrachtete. Sie schien mit mir sprechen zu wollen, zögerte aber ein wenig. Ich glaubte, daß sie nicht französisch verstehe, und in dem kleinen „ruffian“ eben keine Polyglotte vermuthe. Ich grüßte sie mit einiger Ehrfurcht und sagte dann auf Englisch, daß ich so glücklich sei, ihre Landessprache zu verstehen. Die Dame lächelte über meine Keckheit, welche ihr augenscheinlich gefiel, sagte mir, daß sie eben so gelehrt sei als ich, indem sie auch französisch verstehe, und fragte mich nach meinem Namen. Ich heiße Reginald St. Felix! antwortete ich. St. Felix! sagte die Dame verwundert — woher seid Ihr? — Ich weiß nicht, wer meine Eltern sind, erwiderte ich der Wahrheit gemäß; ich ward im Kloster zu F. erzogen und bin vor zwei Jahren aus demselben entflohen. — Ihr seid sehr aufrichtig! antwortete die Dame; was habt Ihr seitdem betrieben? — Ich weiß nicht; so viel ist gewiß, daß es nicht viel Kluges war. — Von wem lerntet Ihr Klavier spielen? — Von mir selber; ich kann

deßhalb auch nichts. — Versteht Ihr etwas von der Theorie? — Soviel ich mir aus Büchern zusammengelesen, ja! ich habe eine Masse ungeordneten Wissens im Kopfe. — Habt Ihr etwas componirt? — Sehr viel! antwortete ich. — Ihr seid ein merkwürdiger Mensch! sagte sie. Ihr habt einen schönen Namen, ein schönes Aeußeres und ein wundervolles Talent — alle Materialien zu einem Künstler. Warum vagabundirt Ihr, statt zu studiren? Ihr könntet eine glänzende Zukunft haben! — Ich sah verlegen vor mich hin. — Möchtet Ihr nicht arbeiten, um etwas Bedeutendes zu werden? — nahm sie wieder das Wort. — Nun so kommt morgen zu mir, fuhr sie fort, als ich mit Eifer bejahte, und bringt mir einige Eurer Compositionen! — So sagend, wandte sie sich weg, indem sie mir eine Karte reichte, auf welcher ihr Name und ihre Wohnung angegeben war. Ich sah, daß ihre Unterhaltung mit mir einiges Aufsehen unter den Anwesenden erregt hatte, was mir Vergnügen machte. — Ihr Name war Lady Mariana Fitzgerald; ich durfte mir zu der Protection einer vornehmen englischen Dame Glück wünschen. Ich suchte in dem Hause, wo ich campirte, meine Notenblätter zusammen, nahm mir vor, mich vernünftig zu betragen und begab mich am folgenden Tage zu Lady Fitzgerald.

Die Dame war allein im Bade. Sie empfing mich mit auffallender Liebenswürdigkeit, fragte mich über mein Leben mit großem Interesse aus, sagte, daß es um mein Talent schade wäre, und daß sie, sofern ich nur Ernst und Ehrgeiz genug habe, um ordentlich zu studiren, gern die Hand dazu bieten wolle, einen Künstler aus mir zu machen.

Ich wußte nicht, wie mir geschah. Soviel ist gewiß, daß mir der Zweck meines Daseins noch nie so deutlich vor Augen gerückt worden war. Das unklare Sehnen, dem ich bis jetzt gefolgt war, sollte sich plötzlich zu einem geordneten Streben gestalten; und in dem Taumel der Lust, in welchen mich Ehrgeiz und Eitelkeit, mehr noch das Bewußtsein einer höhern Bestimmung stürzten, vergaß ich, was mir unter andern Umständen gewiß selbst damals gegenwärtig gewesen wäre: — daß ich meine Bildung lieber mir selbst, als einer Fremden verdankt haben würde.

Ich versprach Alles, was Lady Fitzgerald wollte, und so zart, so fein behandelte sie Alles, was auf mich Bezug hatte, daß mir kein Gedanke daran blieb, daß sie an mir ein Werk der Barmherzigkeit übe. Sie wußte meiner Eitelkeit auf so feine Weise zu schmeicheln, daß ich bald zu glauben anfing, sie habe mich eben so sehr um ihret= als um meinetwillen zu sich genom=

men. Ihren Charakter konnte ich damals nicht entziffern und fragte auch nicht darnach. Sie war gut und liebenswürdig und behandelte mich wie man einen begünstigten Pagen zu behandeln pflegt, und ich glaubte nichts Besseres thun zu können, als ihr mit ritterlicher Verehrung überall, wohin ich durfte, zu folgen. Wir gingen nach Paris. — Ich wurde den ausgezeichnetsten Lehrern übergeben, und Lady Fitzgerald, welche mich bei sich im Hause behielt, beobachtete mit beinahe mehr als mütterlichem Entzücken meine Fortschritte. In wenigen Monaten kehrte sich meine ganze Natur um; mein Ehrgeiz, meine Begeisterung für die Kunst — meine Leidenschaftlichkeit entwickelten sich wie durch einen Zauber. Mit dem Gefühl, daß ich ein Künstler sei, kam mir der Begriff der Ehre, welche ich, trotz all' meiner Irrthümer, nie verleugnet habe. Meine Beschützerin gestattete mir unbeschränkte Freiheit in meinen Studien, wie in meinen Genüssen; ich lernte viel zu früh das Leben von allen Seiten kennen. Es giebt keine Klasse von Menschen, welche ich nicht frequentirte, kein geistiges Experiment, welches ich nicht vornahm — kein Schmerz, vor dem ich zitterte — kein Genuß, den ich nicht bis auf den Grund auskostete. Zum Glück hatte ich einen Körper von Eisen und eine ungeheure geistige Elasticität; die Intriguen,

in welche mich schon damals der Neid einiger Kunstgenossen und die gegenseitige Eifersucht einiger vornehmen Gönnerinnen stürzten, schadeten meinen Studien nichts.

Lady Fitzgerald verließ Paris nach einem halben Jahre und kehrte zurück, als ich zwei und zwanzig Jahre zählte. Ich wußte nicht, wo sie indessen gewesen war; sie hatte mir nie geschrieben. Wir waren beide sehr verändert. Ich hatte ein warmes Herz gehabt — alle meine Verirrungen hatten meiner Seele nicht den Duft und Schmelz der Jugend zu nehmen vermocht, bis ich dasjenige hatte erfahren müssen, was mir von jeher am meisten fremd und hassenswürdig gewesen — nämlich die Falschheit des menschlichen Herzens. Ich hatte eine Geliebte — sie verließ mich; — ich hatte einen Freund — und er verrieth mich. Ich schwur mir selbst, keinen Menschen mehr zu lieben, und zog mich bitter in eine geistige Einsamkeit zurück, welche den Grund zu meiner nachmaligen, unüberwindlichen Hypochondrie legte. Lady Mariane war auch verändert; in ihrem Wesen lag Unruhe — sie schien unglücklich, ich bemerkte wenigstens zum ersten Male, daß sie es war — und ihre Blicke sprachen von einer Leidenschaft, deren unglücklicher Gegenstand Niemand anders war, noch sein konnte, als ich selbst. Sie

strebte wenig, dieselbe zu verbergen, und es war leicht zu sehen, daß sie sie gern erwidert gesehen hätte — aber ich hatte Ehre genug, die Schwachheit einer Frau nicht zu mißbrauchen, welche ich achten wollte, und hütete mich deßhalb mit der mir eigenen Gleichgültigkeit gegen fremde Verhältnisse, mich von ihren übrigen Angelegenheiten in Kenntniß zu setzen. Trotzdem konnte es nicht ausbleiben, daß man namentlich in der sehr medisanten Künstlerwelt mein Verhältniß zu Lady Fitzgerald verdächtigte; denn auf ihren ausdrücklichen Wunsch lebte ich in ihrem Hause. Ich durfte um so weniger den Wunsch einer Aenderung aussprechen, als sie über das Gerede der Welt unterrichtet und gleichgültig dagegen schien. Eines Tages begegnete mir, als ich nach Hause kam, ein großer hagerer Mann, den mir die Diener als Lord Fitzgerald bezeichneten; er blieb wenige Tage dort und behandelte mich mit einer mich anwidernden Freundlichkeit. Bald darauf kündigte mir Lady Fitzgerald an, daß ich sie in ein Bad begleiten müsse. Sie war sehr krank und angegriffen. Um Aufsehen zu vermeiden, beschloß sie acht Tage früher abzureisen, als ich; und ich mußte mich fügen. Als ich in dem Badeorte ankam, fand ich von Lady Fitzgerald nur einen Brief. In demselben schrieb sie in leidenschaftlichen Ausdrücken über den

Schmerz einer gezwungenen Trennung von mir, ohne sich über die Ursachen derselben zu äußern. Sie schloß einen sehr bedeutenden Wechsel auf eines der ersten Banquierhäuser von Paris ein, bat mich, wie ich es längst gewünscht, nach Italien zu gehen, und sprach schließlich die feste Hoffnung aus, mich eines Tages entweder in Frankreich oder in England wieder zu sehen.

Ich kehrte äußerst bestürzt nach Paris zurück. Ich hatte genug Liebe für meine Wohlthäterin und genug unklare aber furchtbare Idee'n über ein Verhängniß, welches, wie es schien, längst mit schwerer Hand über ihr gewaltet hatte, um nicht für sie mit der lebhaftesten Besorgniß erfüllt zu sein. Monate lang hoffte ich vergebens directe Nachricht oder sonst eine Kunde auf dem Wege der Nachforschung zu erhalten. Endlich hielt ich sie für mich verloren und wandte mich einer selbstständigen Existenz zu. Ihren Wechsel zerriß ich. Mein Talent gab mir schon damals mehr Mittel in die Hand, als ich zum Leben brauchte; ich ging also wirklich auf drei Jahre nach Italien und kehrte erst nach vielem Umherschweifen, nach fünf Jahren nach Paris zurück, um hier zum ersten Male öffentlich als Künstler aufzutreten. Meine Carriere als solcher ist bekannt. Was Lady Fitzgerald betraf, so erfuhr ich

in Paris durch einen Zufall, daß sie vor einigen Jahren in Deutschland gestorben sei.

Ich machte in einem Jahre einen Siegeslauf durch die halbe civilisirte Welt und kehrte wieder nach Paris zurück, wo mich der Herzog von Amundeville, zu meinem unsäglichen Erstaunen, als seinen Sohn begrüßte. Die Mutter meiner Mutter hatte auf dem Todbette eine längst gefühlte Reue dadurch besiegelt, daß sie meinem Vater in einem Briefe entdeckte, wo er die Spur seines Sohnes zu suchen habe, und mein Vater hatte dieselbe ohne Mühe entdeckt. Erlasse es mir, von meinem Vater zu sprechen; Du wirst ihn kennen lernen. Soviel ist gewiß, daß er eine große Natur ist und mich liebt wie ein Staatsmann ein anderes menschliches Wesen zu lieben vermag; ich will nicht ungerecht gegen ihn sein — ihn auch nicht verdammen. Ob ich um Deinetwillen nicht Manches thun werde, wogegen ich mich zu meines Vaters Schmerz bis jetzt mit aller Macht gesträubt, will ich heute nicht entscheiden. Laß mich zu meiner Geschichte zurückkehren. Es sind jetzt etwa anderthalb Jahre her, als ich zuerst als Virtuose nach London ging. Ermüdet von Genüssen und Triumphen, ließ ich mir vom Publikum huldigen, ohne mich viel als Künstler zu produziren. Durch mein unglückliches Temperament bewogen, schloß

ich mich ab und, merkwürdig zu sagen, scheint die Menschenscheu, welche mich damals beherrschte, das Publikum grenzenlos für mich fanatisirt zu haben. Unter den wenigen Bekanntschaften, welche ich machte, waren der Herzog von Winstoun, sein Freund, Lord Clifford, und der Neffe Lord Fitzgerald's, der Viscount Henry Arlington, welcher mich in den ersten Wochen meiner Anwesenheit in London fast unablässig besuchte.

Es war an einem Tage, als ich dem jungen Manne, welcher einer der besten Clavierspieler ist, die ich jemals gehört habe, einen Gegenbesuch machte und erfuhr, daß er auf längere Zeit verreis't sei. Ich ging gedankenlos die Treppe wieder hinab, welche zu den Zimmern des Viscount führte, als ich plötzlich meinen Namen rufen hörte und meine Hand mit Heftigkeit gedrückt fühlte. Ich blickte auf und sah eine Frau vor mir stehen, die ich im ersten Augenblicke für eine dem Grabe entstiegene Erscheinung zu halten versucht war. Es war Mariane Fitzgerald. Ich erinnere mich, nie wieder eine ähnliche Ueberraschung gehabt — ein ähnliches Entsetzen empfunden zu haben. Sie nannte mir ihren Namen; ich mußte glauben, daß sie lebe. Ich folgte ihr halb sinnlos in einen Fiaker — ich nannte ihr meine Wohnung — wir fuhren hin; in meinen Zimmern angelangt, warf ich mich ihr sprachlos

zu Füßen. Mir graute vor dieser Frau; ich wagte nicht, sie zu berühren; sonst hätte ich ihr, als ich sie mit noch schönen, aber von Schmerz und Elend verstörten Zügen, einer wandelnden Leiche gleich, vor mir stehen sah, aufgelös't von Schmerz und Dankbarkeit, Hände und Gewand geküßt. — Wenige Stunden genügten mir, ihr Schicksal zu erfahren. Sie hatte mit Lord Fitzgerald fast vom ersten Jahre ihrer Ehe an unglücklich gelebt. Die beiderseitige Erbitterung war in helle Flammen ausgebrochen, als Mariane sich den Absichten Lord Fitzgerald's in Bezug auf einen Sohn von ihm widersetzt hatte — eine Sache, deren Details Dich nicht interessiren können. Er hatte gedroht, im Falle sie sich nicht füge, sie eines imaginären Verbrechens anzuklagen, welches mit solcher Raffinerie erfunden war, daß sie das Opfer dieser Anklage hätte werden müssen; es basirte dasselbe auf politischen Beziehungen, welche Mariane zu einem Cabinetsmitgliede hatte. Mariane hatte sich gefügt, um den Scandal zu vermeiden, mit welchem Lord Fitzgerald drohte; zugleich aber, leidenschaftlich und auf den Tod gegen ihren Mann erbittert, der einer der größten Schufte unter der Sonne ist, bemühte sie sich im Stillen, sein Leben kennen zu lernen, und erfuhr unter der Hand einige Schurkenstreiche, welche ihn beinahe ganz in ihre Macht gaben.

Durch Unwürdigkeiten sonder Gleichen, durch physische Brutalität, durch Drohungen gegen ihre Ehre als Frau, brachte er sie dahin, Alles zu verschweigen und nach Frankreich zu gehen. Dort war sie meine Wohlthäterin geworden. Bis sie nach England und dann wieder nach Paris zurückkehrte, waren mehrere Jahre verflossen. Lord Fitzgerald hatte indessen eine andere Ehe schließen wollen. — Die Frau, welche er heirathen wollte, war steinreich. Zugleich aber bedachte er, daß, wenn er sich von Marianen schiede, und ihr die Mittel zu einer glänzenden Existenz entzog, sie aufhörte einen Grund zum Schweigen über seine Verbrechen zu haben; überdies hatte er neue Schurkereien begangen und fürchtete von Marianens Seite Entdeckung. Kurz, er affectirte Versöhnung, lockte seine Frau nach Deutschland, gab sie dort für wahnsinnig aus und ließ sie mit Hülfe eines ihm befreundeten Rechtsgelehrten, Namens Desborough, in einer kleinen erbärmlichen deutschen Stadt in ein Irrenhaus sperren. Die Teufelskünste, welche der Lord bei dieser Missethat angewendet, möchte ich Dir nicht erzählen, wenn ich sie auch alle behalten hätte; Du würdest sie mir nicht glauben wollen.

Aleria hörte so gespannt auf die Erzählung, daß sie beinahe vergessen hatte, weßhalb St. Felix dieselbe begonnen und wie nahe dieselbe ihr eigenes Schicksal betraf.

Mariane schmachtete sieben Jahre lang im Irrenhause! fuhr St. Felix fort, dann gelang es ihr zu entspringen. Auf die elendeste und abenteuerlichste Weise war sie nach England gekommen, um Rache gegen Lord Fitzgerald zu üben und dieses Scheusal dem Arm der Gerechtigkeit zu überliefern. Trotzdem scheu und ängstlich, verwirrt durch das namenlose Elend so vieler Jahre, hatte sie erst Erkundigungen über den Lord einziehen wollen und erfahren, daß er nicht in England sei. Sie hatte sich dann zu dem jungen Viscount Arlington begeben, gegen den sie — edelmüthig genug — sich wie eine Mutter benommen hatte — und fand mich statt seiner. Der Rest erklärt sich leicht. Wir sahen uns wieder, ich reich — gefeiert, berühmt — sie elend, eine Flüchtige, Verlassene. Und sie war meine Wohlthäterin!

Wie stolz sie sein muß, unterbrach Alexia — Deine Wohlthäterin!

Meine größere Du! sagte St. Felix, indem er Alexien küßte; dann fuhr er fort:

Daß sie mich liebte — daß sie noch immer und mit mehr Leidenschaft, als sie damals zu äußern gewagt, an jedem meiner Worte und Blicke hing, konnte ich nicht verkennen. Sie war beinahe alt genug, um meine Mutter zu sein, aber sie war unglücklich und

liebte mich; und da ich ihr Alles dankte, glaubte ich nur eine Pflicht zu haben. Ich setzte ihr meine Verhältnisse auseinander — ich legte ihr Alles dar, was sie, wenn sie ihrem Racheplan folgte, zu gewinnen und zu verlieren hatte — und stellte ihr meine Hand mit Allem, was ich besaß, dagegen zur Verfügung, indem ich ihr nicht verhehlte, daß wenn sie dieselbe annähme, unser Verhältniß so geheim als möglich bleiben müßte. — Ihre Leidenschaft für mich überwog ohne Kampf. So heirathete ich Marianen ohne Zaudern oder Ueberlegung. Ich that's in einer Exaltation der Dankbarkeit — ich glaubte eine Pflicht zu erfüllen, und ich war glücklich dabei!

Und diese Unglückliche, murmelte Alexia, soll zum zweiten Male geopfert werden?!

Es muß so sein, erwiderte St. Felix, und wenn es geschieht, so ist es durch das gerechte Walten der Nemesis. — Lady Mariane Fitzgerald war von ihrem Manne nicht geschieden. Welche unbegreifliche Verblendung und Verwirrung mich befangen hielt, daß ich, als ich ihr meine Hand zu Füßen legte, es stillschweigend voraussetzte — ich weiß es nicht. Ich vermochte einen Priester durch Bestechung, uns zu trauen; natürlich gab Mariane einen andern Namen an, und die Ehe ward vollzogen. Ich will diese Frau nicht anklagen.

Daß sie mit Absicht mich in dem Wahne erhielt, daß sie frei sei, daß sie mich ihrer Leidenschaft zu Liebe in die Falle lockte, vielleicht weil sie sich moralisch als frei betrachtete, will ich nicht entschuldigen, aber auch nicht verdammen. Daß aber meine Ehe mit ihr kaum als solche gelten kann — daß ich das Recht habe, mich von ihr zu trennen, das wirst Du einsehen — und ich werde sie nicht unglücklicher machen, als sie bis jetzt gewesen ist, wenn ich mich dieses Rechts bediene.

Nicht unglücklicher, wenn Du sie aus Deinen Armen verstößest?! murmelte Alexia.

Aus meinen Armen?! — wiederholte St. Felix, indem er Alexien mit großer Heftigkeit an's Herz drückte. Mein Vater brachte mich auf die Entdeckung der Thatsache, welche ich Dir eben mitgetheilt — seit jener Zeit habe ich aufgehört, sie als meine Gattin zu betrachten. Daß diese Frau meinem Herzen kein Glück geben konnte, hätten wir beide wissen sollen. Stolz, hat sie sich in sich selbst zurückgezogen seit dem Tage, an welchem ich ihr über ihren Betrug die ersten Vorwürfe machte. Ich will nicht längnen, daß ich, wenn ich Dich nicht gekannt hätte, mich damit begnügt haben würde, diese Frau nicht wieder zu sehen; jetzt, Alexia, werde ich mich von ihr trennen,

aber in Frieden und Freundschaft trennen; sie bleibt mir theuer als meine Wohlthäterin; ich werde niemals aufhören, ihr mit Achtung zu begegnen, und für sie mit all' der Sorgfalt zu handeln, welche die geliebteste Frau beanspruchen könnte.

Und der Scandal — das Aufsehen? fragte Alexia schüchtern.

Mein Vater, erwiderte der Virtuose, ist der Herzog von Amundeville; mein Vater ist allmächtig. Es giebt viele Mittel und Wege, Geheimnisse zu bewahren.

Alexia bewegte die Lippen, aber schloß dieselben wieder, ohne zu sprechen. Sie fühlte, daß das Schicksal sie vorwärts trieb; gleichviel was in ihr und um sie darüber zu Grunde ging.

St. Felix sah sie an; er las in ihrem trüben Blick all' ihre Gedanken. Sei heiter, Alexia! — sagte er dann — es ist der letzte Schritt, der uns Ueberwindung kosten wird; Du sollst mit mir zufrieden sein. Ich gehe morgen nach Paris zu meinem Vater, und wenn ich Dich wiedersehen werde, so bist Du mein. Geh' jetzt zu Deiner Mutter — und morgen um drei Uhr — morgen, ehe ich Steinbach verlasse, komm' noch einmal an diese Stelle — ich habe Dir noch viel zu sagen.

Alexia richtete sich auf; St. Felix sah sie mit einem

Ausdrucke von Angst und Beklemmung an, den sie nicht mißdeuten konnte. Fürchte nichts von mir! sagte sie, indem sie ihm die Hand reichte und seine Finger an die Lippen drückte — fürchte nicht, daß ich jetzt auf halbem Wege stehen bleiben werde. Ich habe mich an Dein Schicksal gekettet — ich werde mich niemals von demselben losreißen und vor keiner Handlung beben, die das Geschick von mir fordern sollte. — Was Du thun kannst, St. Felix, sei es, was es wolle — ich kann es auch.

Kapitel VII.

„I'll kiss thee, yet, yet
An I'll kiss thee o'er again
An I'll kiss thee yet, yet
— — — — —
And by thy een, sae bonnie blue
I swear I'm thine for ever."
Burns.

Am nächsten Morgen fühlte Frau von Meyen, deren Leiden in der letzten Zeit unerträglich geworden waren, sich etwas wohler. Die Beklemmungen hörten auf; sie schien auffallend besser, und es kam ihr selbst wie eine Hoffnung auf Genesung. Graf Manburg war am Abend zuvor in Steinbach angekommen; durch Fanny von dem Zustande der Frau von Meyen benachrichtigt, hatte er sich beeilt, um die Sterbende noch am Leben zu treffen, und war überrascht über das comparative Wohlbefinden der Kranken. Nachdem dieselbe gegen Mittag einige freundliche Worte mit ihren Kindern gewechselt hatte, schlief sie ein, und ihr Schlummer war so ruhig, daß Fanny dem Arzte die Abendvisite absagen ließ und sich selbst auf einen Augenblick

mit ihrem Manne in den schönen, noch grünen Allee'n von Steinbach ergehen zu dürfen glaubte.

Alexia blieb im Zimmer ihrer Mutter. Frau von Meyen schlief immer fort. Der schöne, helle Sonnenblick, der durch das Fenster fiel und auf das blasse Antlitz der Kranken eine trügerische Röthe goß, brach das Eis ihres Schmerzes und, wie gestern, weinte sie heiße Thränen. Es kam ihr der Gedanke, St. Felix zu bitten, daß er noch bleiben möge, damit sie Jemanden habe, an dessen Herzen sie ihren Schmerz verweinen könne. Indessen bekämpfte sie ihre Aufregung und suchte nach einem Gegenstande, der sie zerstreuen könnte. Auf einem Tische gewahrte sie die Zeitungen, welche Graf Manburg liegen gelassen; sie stand leise auf und nahm eine derselben zur Hand, um sich über die nächsten trüben Stunden glücklich hinweg zu helfen. Es war das erste Mal seit langer Zeit, daß sie an die Ereignisse erinnert wurde, welche da draußen die Welt in Bewegung setzten. Ein Artikel aus Paris — ein anderer aus London fesselte ihre ganze Aufmerksamkeit. In Bezug auf den diplomatischen Krieg zwischen den Herzögen von Winstoun und Amundeville ward gesagt, daß sich die Wagschale fortwährend zu Gunsten des Letzteren hebe — daß jede Anstrengung, ihn zu entfernen, vergeblich und lächerlich sei, und daß Frankreich

lieber dem Nachbarstaate den Fehdehandschuh hinwerfen, als einen so erprobten Mann aufopfern wolle. Der Londoner Artikel sprach gehässig von dem Herzog von Amundeville, der augenscheinlich nicht mit ehrlichen Waffen kämpfe — brachte aber auch Insinuationen gegen den Herzog von Winstoun vor, welche dessen diplomatische Fähigkeiten in beleidigender Weise compromittirten, und deutete an, daß man wahrscheinlich den Herzog zurückberufen und an seine Stelle einen Fähigeren nach Paris senden werde, um die Sache, mit welcher der Frieden der Welt auf dem Spiele stehe, um jeden Preis in Güte beizulegen. Der Herzog von Amundeville solle und müsse fallen. Der Jesuitismus nehme in England überhand; die Folgen seien unberechenbar; indessen hoffe man das Beste; es sei noch immer nichts verloren, sobald der Herzog von Winstoun mit Besonnenheit zu handeln anfange u. s. w. — Alexia las diese Artikel — armes junges Geschöpf — in diesem Augenblicke besser unterrichtet, als alle Diplomaten von England! — Sie wußte, daß der Herzog von Amundeville nicht fallen würde — daß er die Fäden dieser politischen Intrigue lenkte wie er wollte, weil er vom Anfang an gewußt, nach welchem Plane der Feind die Maschinen spielen ließ. Sie wußte, daß ein Hauptschlag kommen mußte, durch welchen es

klar werden würde, daß die Geheimnisse des Herzogs von Winstoun verrathen worden seien! — Und mußte sie nicht für den zittern, der sie verrathen hatte? — Nein! — St. Felir mußte fort — er mußte zu seinem Vater! — Es war ihr zu Muthe, als ob dieser allein ihn schützen könne und ihn auch schützen müsse. Sie wollte Anfangs an den Herzog von Amundeville schreiben, bedachte sich aber bald, daß sie eine Thorheit begehen würde. Aber St. Felir! fort sollte und mußte er! — ihr war zu Muthe, als wenn jeden Augenblick ein Verfolger kommen und ihn zur Rechenschaft ziehen könne. Um zwei Uhr kehrten Fanny und Graf Manburg zurück, und Frau von Meyen erwachte; sie fühlte sich schwach, aber wohl, und bat ihre beiden Töchter, bei ihr zu bleiben, während sie freundlich und heiter mit dem Grafen Manburg sprach. Alexia saß wie auf Kohlen. Sie hätte Alles darum gegeben, heut das Zimmer nicht verlassen zu dürfen; aber sie durfte ihr Versprechen, St. Felir aufzusuchen, nicht brechen; nur eine Minute lang wollte sie ihn sehen, um ihm Lebewohl zu sagen. Sie stand auf und sagte, daß sie eine Viertelstunde in's Freie gehen müsse; Frau von Meyen bat sie mit mehr Inständigkeit, als sie jemals an den Tag gelegt, doch heute bei ihr zu bleiben. Alexia fühlte ihr Herz bei dieser Bitte brechen. Ich komme

wieder! sagte sie mit abgewandtem Gesicht — ich fühle mich so ohnmächtig, ich will nur zehn Minuten lang Luft schöpfen! Frau von Meyen antwortete nichts; Alexia verließ das Zimmer und stürzte nach der Richtung zu, wo sie St. Felix treffen wollte. Physisch und geistig aufgelös't, sank sie ihm in die Arme. Was sie heut fühlte, hatte sie nie gefühlt — es war unmöglich, sich loszureißen; es war ihr, als ob sie vom Leben scheiden solle. St. Felix drückte Kuß auf Kuß auf ihre Stirn und ihre Lippen; es war, als ob sie ineinander übergehen wollten. — Was würde Alexia in dieser Stunde nicht gethan und vergessen haben? — St. Felix wollte am Abend abreisen; es dämmerte bereits, als er endlich aufstand. Fassen wir Muth, Alexia! sagte er — ich werde dieses Drama unserer Liebe zu einem schnellen Abschluß bringen. Und während ich in Paris unserer endlichen Vereinigung vorarbeite, wirst Du nach Wien gehen, wo ein junger vortrefflicher Lehrer und Componist lebt, an den ich Dir hier einen Brief mitgebe. In seinem Hause, unter seiner Leitung wirst Du für die Kunst thun, was Du nur vermagst, bis ich komme, um Dich zu holen. Fürchte Dich vor nichts — fürchte nicht, daß Dich Dein Vater verstoßen werde — ich habe einen Vater, welcher Dich lieben soll — was willst Du mehr? — ich bin reich — was kannst Du

fürchten? — Alexia erröthete und schwieg. St. Felix fuhr fort: Wie feig Du bist! als ob es Dich entehrte, was ich in Deiner Person für meine Kunst thue — als ob Fräulein von Meyen darüber erröthen müßte, was St. Felix für seine Alexia thut! — Willst Du nach Wien gehen und studiren? — Ich will thun, was Du verlangst! sagte Alexia matt. — Noch eins! bat St. Felix; eh' wir scheiden, gieb mir eine dieser schönen Locken, welche ich so oft mit Küssen und Thränen bedeckt habe. — Alexia zog ein kleines Messer aus der Tasche, schnitt nicht ohne Mühe eine ihrer langen Locken ab und gab sie St. Felix, welcher sich dann zu ihr niederbeugte und nur das eine Wort „ewig" flüsterte. — Ewig! wiederholte Alexia; dann sprang sie schnell auf und verschwand ohne ein anderes Wort des Abschieds im Gebüsche.

Sie wankte nach Hause. Was sie fühlte — ob es Schmerz oder Frieden war — ob ihr Herz zerrissen war oder nicht — sie wußte es nicht mehr. Bang und auch wieder gleichgültig blickte sie in die Zukunft. Keine poetische Täuschung barg ihr mehr die Wirklichkeit; allen duftigen Schimmer — allen Blüthenstaub hatte diese wilde Leidenschaft von ihrer Seele abgestreift. Als sie nach Hause kam, trat ihr Fanny verstörten Blicks entgegen; Alexia wankte

und fragte nach der Mutter. Ohne zu sprechen zog Fanny die Schwester mit sich fort bis in das Schlafgemach der Mutter. Nur eines Blicks bedurfte es, um zu sehen, was eine böse Ahnung Alexien beim Eintritte in's Haus zugeflüstert hatte. Frau von Meyen war todt; es war der letzte, furchtbarste Schlag, und er war stärker als Alexiens schon so vielversuchte Kraft. Mit einem gellenden Schrei stürzte sie an das Sterbelager und betrachtete stieren Blicks einen Augenblick lang die Todte, als ob sie noch nach einer Spur von Leben spähe. Ich habe sie sterben lassen, rief sie dann außer sich — fern von mir, und ohne mich zu segnen, ist sie gestorben! — und das unglückliche Mädchen brach zusammen und sank bewußtlos auf die Leiche ihrer Mutter nieder.

Kapitel VIII.

„Von Rath und Wahl ist keine Rede mehr,
Du stürzest mich in's Elend! —
— — — — — — —
In dieser Lage scheinst du meiner nur
Verstellt zu spotten."

Göthe.

Seitdem St. Felix entdeckt, wie seine Frau zu ihm und er zu ihr stand, hatte er, nachdem er ihr Vorwürfe über ihren Betrug gemacht, zwar nicht daran gedacht, sich von ihr in aller Form zu scheiden; aber sein Herz hing zu wenig an ihr, als daß er sich nicht augenblicklich von ihr getrennt hätte, ohne ihr jedoch zu sagen, daß es auf immer sei. So sehr besaß St. Felix die Virtuosität des Leichtsinns, jeder Erinnerung zu entfliehen, welche ihm verhaßt oder lästig war, daß Mariana, diese an Alter und Empfindung für ihn gleich unangemessene Frau, bis zu dem Augenblick, wo er Alerien kennen lernte, geradezu nicht für ihn existirt hatte. Wie unglücklich seine Vernachlässigung sie auch machte, so hatte doch Mariane, bei ihren seltenen,

mehr zufälligen Zusammenkünften mit St. Felix, in ihrem verletzten Stolz und ihrer beleidigten Liebe ihn nicht in ihr Herz blicken lassen und sich ihm kalt und gleichgültig gegenübergestellt. St. Felix war nicht unzufrieden damit gewesen. Denn das Einzige, was er gefürchtet hatte, war, diese Frau, die er achtete und wenn es möglich gewesen wäre, gern beglückt hätte, noch unglücklicher zu machen, als sie schon war. Was hätte er darum gegeben, wenn er gewiß gewußt hätte, daß sie ihn nicht mehr liebe! — wie ruhig würde er dann an die Ausführung seines jetzigen Entschlusses gegangen sein!

Aber wenn sie ihn nun noch liebte! — wenn er ihr wirklich das Herz brechen sollte, indem er sich auf immer von ihr trennte!! — St. Felix ahnte es, fürchtete es — und je näher er Paris rückte, desto schwerer fiel die Erinnerung an Mariane, an all' ihre Liebe — an all' ihre Wohlthaten ihm auf's Herz. Nichts Schwereres giebt es für solche Menschen, die im Grunde edelmüthig sind, als Andern um ihretwillen weh' zu thun. St. Felix pflegte auszuweichen, um einen am Boden kriechenden Wurm nicht zu zertreten; konnte er es über sich gewinnen, diese Frau zu vernichten, die tausendmal mehr unglücklich als strafbar war? — Ja — was halfen alle Ueberlegungen? —

was halfen Thränen und Gewissensbisse? — Er hätte sie getragen, diese Kette — er hätte vielleicht mit der Zeit versucht, Marianens Gemüth zu heilen und zu erhalten — er hätte es nicht über's Herz gebracht, ihr zu sagen, daß er sie verstoßen wolle, um ihren Platz einer Andern zu geben — er hätte ihr einziges Versehen vergessen — aber er konnte Marianen nicht erhalten, ohne Alexien aufzuopfern — und so heilig war ihm Alexiens Bild, daß er ein Verbrechen zu begehen geglaubt haben würde, wenn er ihr gegenüber etwas Anderes, als was sie betraf — sei es auch eine Regung des Mitleids und der Gerechtigkeit, in Erwägung gezogen hätte. So kam er denn nach Paris mit der Ueberzeugung, daß er etwas Unvermeidliches zu thun im Begriffe stehe. Es war ziemlich spät am Abend, als er ankam. Mariane empfing ihn, und hätte St. Felix sie bei der ersten Begrüßung angesehen, so würde er bemerkt haben, daß wider ihren Willen eine flüchtige Glut auf ihren Wangen aufflammte. Aber dieser Ausdruck eines Gefühls, welches sie gern verbergen wollte, war vorüber, als er seine Augen zu ihr erhob; er fand ihren Empfang frostiger, als er erwartet hatte. Er hatte, seit er sie nicht mehr gesehen, nicht an sie geschrieben und erwartete wenigstens einen Vorwurf darüber zu

hören; aber Mariane hatte noch mehr Stolz als Leidenschaft. Sie fand sich zu schwer durch die Vernachlässigung dieses Mannes beleidigt, für den sie so viel gethan — dem sie so viel vertraut — den sie so glühend geliebt hatte, als daß sie sich hätte entschließen können, ihm ihre völlige Niederlage zu gestehen. St. Felix seinerseits hätte in der plötzlichen Erbitterung, welche ihn befiel, ihr in diesem Augenblicke Alles sagen können, was sein Herz beschwerte, wenn Mariane ihn dazu hätte kommen lassen. Mit der Artigkeit einer Fremden befragte sie ihn über sein Ergehen, über seine Erlebnisse und Erfolge, und sprach mit einer Geläufigkeit und Leichtigkeit, welche ihn in Erstaunen setzte, wohl eine Stunde lang über die neuesten Ereignisse in der Pariser Kunstwelt. Dann empfahl sie sich St. Felix für die Nacht und ließ ihn so verwundert zurück, daß er sich erst sammeln mußte, um sich über die Stellung, welche Mariane zu ihm einnehmen zu wollen schien, einigermaßen klare Begriffe zu bilden. Er fand ihre Art und Weise ihn zu empfangen absurd, und fühlte, daß Trennung für beide Theile am besten wäre. Wer weiß, ob, wenn sich Mariane anders benommen hätte, er sich nicht lieber das Leben genommen, als ihr den moralischen Todesstoß versetzt haben würde,

welchen er ihr jetzt zu geben unwiderruflich entschlossen war.

Am nächsten Morgen trafen sich Beide im Musikzimmer. Mariane war blaß und kalt wie gestern, aber mit vieler Sorgfalt gekleidet. St. Felix hatte fast die ganze Nacht durchwacht und sich in der leidenschaftlichen Erregung seines Herzens vergeblich zum ruhigen Nachdenken zu zwingen gesucht. Mariane übergab ihm mehrere Briefe, welche er schnell durchflog. Da fielen seine Augen auf sein Clavier, und für den Augenblick alles Uebrige vergessend, öffnete er es hastig und begann zu spielen. Er hatte seit Wochen keinen Ton angerührt und stürmte mit wahrer Wollust durch die Tasten. Mariane kämpfte eine Thräne zurück, dann warf sie sich in die Polster eines Sophas, nahm kalten Blicks eine Zeitung vom Tische und begann zu lesen. St. Felix bemerkte es, als er endlich aufstand — und war es die Idolatrie der Frauen im Allgemeinen oder allein Alexiens schwärmerisches Entzücken, was ihn verwöhnt hatte — es schmerzte und beleidigte ihn diese Barbarei des Gefühls, mit welcher sie die Débats lesen konnte, während er in Tönen schwelgte; er ging hinaus, und, nachdem er mit großer Heftigkeit die Thür hinter sich zugeworfen hatte, eilte er in sein eigenes Zimmer, um in wenige Zeilen die

Summe dessen zu fassen, was er seiner Frau zu sagen hatte. Mariane saß, als der Diener ihr das Billet überbrachte, noch in derselben Stellung auf dem Sopha; die Zeitung war herabgefallen; ihre Augen hafteten an der Thür, durch welche St. Felix verschwunden war. Hastig riß sie das Billet auf und durchflog den Inhalt desselben; es enthielt folgende Zeilen:

Mariana!

Dir und meinem gütigen Schicksal danke ich es, daß mir ein Schritt erleichtert wird, vor welchem ich bis jetzt gezittert habe. Durch Deine Begegnung beweisest Du mir, daß die endliche Lösung eines Verhältnisses, welches die Dankbarkeit knüpfte, die einzige und letzte Handlung der Dankbarkeit ist, welche ich gegen Dich auszuüben vermag. Daß ich das Recht habe, unsere Verbindung aufzuheben, weißt Du so gut wie ich; mögen denn die Gerichte ein Band lösen, welches uns Beiden, wie es scheint, gleich drückend ist. Ich danke Dir Alles, was ich bin und habe; Du wirst nie aufhören, über Alles, was ich habe und thue, zu gebieten; aber derjenigen Verpflichtungen, welche der Titel meiner Gattin Dir auferlegt, magst Du Dich von diesem Augenblicke an als überhoben betrachten.

Morven St. Felix.

Mariane richtete sich mit einer Entschlossenheit vom Sopha auf, welche zu verrathen schien, daß sie auf diese Erklärung früher oder später vorbereitet gewesen sei; sie preßte die Lippen zusammen, und ihre Brust wallte ungestüm; aber ihr Schritt war fest und ihr Auge kalt und ruhig. Sie faltete St. Felix's Billet zusammen und nahm den Weg nach seinem Zimmer; sie trat, ohne zu klopfen oder sich melden zu lassen, ein, und traf St. Felix an seinem Arbeitstische sitzend — den Kopf in die Hand gestützt und eine vor ihm liegende lange blonde Locke betrachtend. Mariane bemerkte dieselbe, und die wüthende Eifersucht, welche sich ihrer in diesem Augenblicke bemächtigte, hätte ihr beinahe einen Schrei entrissen, aber sie unterdrückte mit Gewalt ihre Bewegung und zwang sich zu einer eiskalten Miene. Sie näherte sich St. Felix und wies auf Aleriens Locke, indem sie sagte: Du willst Dich also von mir scheiden und liebst eine Andere? — St. Felix ergriff die Locke, als ob er fürchte, sie zu verlieren; er wollte antworten, aber Mariane ließ ihn nicht dazu kommen. Du bist frei, Dich von mir zu scheiden! sagte sie in schneidendem Ton — ich habe Dich betrogen — habe Dich geheirathet, da ich doch nicht von meinem ersten Mann geschieden war — das ist richtig. Mich verleitete zu diesem Betruge eine

Leidenschaft, welche ich durch acht qualvolle Jahre eines Aufenthalts im Irrenhause hindurch bewahrt hatte. Du bist vollkommen in Deinem Rechte — jeder Gerichtshof wird Dich ohne Weiteres von jeder Verpflichtung gegen mich dispensiren. Die Andeutung Deines Briefes, daß ich hinfort über Dein Vermögen und Deine Handlungen zu verfügen habe, ist eine Thorheit. Das Verbrechen der Polyandrie wird, glaub' ich, mit dem Tode bestraft, und ist wenigstens das schauderhafteste Brandmal für die Ehre einer Frau; ich möchte es nicht einmal überleben. Wenn Du Dich auf Grund desselben von mir scheiden kannst und willst, so hindert Dich nichts, und ich am wenigsten an der Ausführung dieses Vorsatzes. Die Sache wird schnell gethan sein, denn ich werde keine Schwierigkeiten machen; zum Leugnen bin ich viel zu stolz.

Nach diesen mit vollkommener Ruhe gesprochenen Worten verließ Mariana das Zimmer.

Kapitel IX.

„Du schürest Glut auf Glut; es kocht
Das inn're Mark; die schmerzliche Begier
Der Rache siedet schäumend in der Brust.“
Göthe.

„Thy loving father, Hamlet.“
Shakespeare.

Um dieselbe Zeit, als die letzterwähnte Scene sich zutrug, begab sich der Herzog von Amundeville in das Hotel, welches der Herzog von Winstoun bewohnte. Der Zeitpunkt schien endlich gekommen, welcher die Angelegenheit, um deretwillen beide Gegner so lange und so heftig mit einander gekämpft hatten, zu einem schnellen Abschluß zu bringen geeignet war.

Man sagte dem Herzog von Amundeville, daß Mylord von Winstoun nicht allein sei. Der Herzog erwiderte, daß er im Vorzimmer warten würde, und warf sich, nachdem man ihn in dasselbe geführt, mit einer Zeitung in einen Armsessel.

Im Nebenzimmer hörte man heftig auf- und abgehen; man führte eine lebhafte Unterhaltung in

englischer Sprache. Der Herzog ließ die Zeitung sinken. Er wußte, daß am Abend zuvor Lord Clifford, der Freund des Herzogs von Winstoun, in Paris angekommen und von der englischen Regierung dazu beauftragt war, von letzterem die genaueste Rechenschaft über sein Verfahren bei den bewußten Angelegenheiten zu verlangen, den Herzog im Nothfalle abzuberufen und zu ersetzen. Lord Clifford war beim Herzog.

Warum man mir diesen Auftrag gegeben? — hörte der Herzog von Amundeville Lord Clifford sagen — weil man überzeugt ist, daß mich kein Freundschaftsgefühl abhalten würde, Sie im Namen der Regierung Ihres hier übernommenen Amtes zu entsetzen, sobald meine bessere Einsicht Ihr Verfahren als falsch erkennete — weil man aber andererseits auch überzeugt ist, daß kein Schatten von Neid oder Eifersucht mich Ihr Verfahren in nachtheiligerem Lichte sehen lassen wird, als es verdient.

Sie haben mir vorgeworfen, entgegnete der Herzog von Winstoun, daß ich keine klaren Berichte nach London eingesandt. — Sie werden sehen, ob es möglich war, klarere zu geben. Lesen Sie diese Papiere durch! — Die fabelhafte Allwissenheit des Herzogs von Amundeville, welche jede Berechnung zu Schan-

den macht, stellt freilich, wenn Sie wollen, meine Unfähigkeit ihm gegenüber klar zu Tage; trotzdem würde es mich mehr verwunden, als ich zu sagen im Stande bin, wenn man diese Sache aus meinen Händen nähme. Ich hoffe noch viel von unserer persönlichen Einwirkung auf den König — und dann ist noch nichts verloren, sobald der Plan nicht entdeckt ist, auf den endlich Alles ankommt — — hier verlor sich die Stimme des Herzogs in leisem Flüstern.

Das ist es aber eben! erwiderte Lord Clifford ziemlich laut — es ist nicht leicht einzusehen, wie der Herzog von Amundeville ohne Kenntniß dieses Planes hätte handeln können, wie er's gethan. Ihr Blick, Winstoun — Ihr Erblassen drückt dieselbe Furcht aus. Und wenn er dies Geheimniß nun wirklich ergründet hätte, was zu ergründen nach allem menschlichen Voraussetzen nicht möglich war, sobald Sie es mit Klugheit zu bewahren wußten — was dann?

Der Herzog von Winstoun ging heftig auf und ab. Das ist zuviel! rief er endlich mit Leidenschaft. Er kann es nicht wissen! Und wenn er's weiß, — o Clifford — glauben Sie nicht, daß Sie oder ein Anderer es sicherer bewahrt hätten! Wir sind ehrliche Männer! — Der satanischen Klugheit dieses Herzogs ist kein ehrlicher Mann gewachsen. Er kämpft

mit den Waffen des Verraths, wo wir nur mit gewöhnlicher Staatsklugheit zu handeln wissen, und die Hölle erleuchtet ihn über jeden Schlupfwinkel, der sich zum Auslegen einer Schlinge eignet.

Ich bitte Sie, nicht in diese Leidenschaft zu gerathen! sagte Clifford ruhig. Ich fürchte, daß Amundeville's ganze Ueberlegenheit einzig darin besteht, daß ihn keine Leidenschaft beherrscht! — denken Sie daran.

Wenn er's ergründet hätte! fuhr Winstoun fort, ohne auf Lord Clifford's Unterbrechung zu achten — o Clifford, Clifford! — wenn sie die Hölle kennten, die dieser Gedanke in meiner Brust auflodern macht! Hören Sie mich an, aber verrathen Sie mich nicht — ich muß mich gegen ein menschliches Wesen aussprechen; — Sie haben mich ehedem geliebt — Sie werden mich bemitleiden. Ich hatte einen Vertrauten, Clifford — einen nur, und einen, dem ich vertrauen zu dürfen glaubte. Wenn der Herzog von Amundeville weiß, was wir beabsichtigt — so muß dieser Eine mein Verräther sein.

Erklären Sie sich deutlicher! rief Lord Clifford — ich verstehe Sie nicht.

Der Herzog von Winstoun begrub den Kopf in die Hände. Ein Engel — fuhr er fort — wer hätte einem Engel, wie diesem, nicht vertraut! Wer

hätte Verrath fürchten können, wo Alles Treue sprach! — wo Gott selbst den Stempel der Wahrheit auf eine fleckenlose Stirn setzte! — Aber dieser Herzog von Amundeville hat in seinem Dienste einen Dämon, dessen verführerischer Zauber stärker ist, als die Tugend von tausend Heiligen! — Ich Thor — ich hatte vergessen, was schon die Bibel uns lehrt — daß auch die Engel fallen können! Seien Sie barmherzig, Clifford — errathen Sie einen Verdacht, den ich nicht aussprechen könnte, ohne wahnsinnig zu werden!

Das ist, versetzte Lord Clifford — ein starker und weit hergeholter Verdacht — —

Wenn Sie die Nacht mit mir durchgemacht hätten, als dieser Gedanke mir zum ersten Male durch das Gehirn blitzte! fuhr Winstoun fort — ich glaube, Sie würden einige Achtung vor dem Muthe haben, mit welchem ich bis heut die Hölle des Gedankens an diese Möglichkeit getragen habe. Keine Zeile seit Monaten — keine Nachricht — als daß sie in Venedig, wo ich sie zurücklassen — mit diesem St. Felix zurücklassen mußte — nicht mehr ist! — Ich weiß nicht, wohin sie gegangen, aber daß sie diesen Teufel liebte — das Clifford, weiß ich jetzt.

Um Gotteswillen! — unterbrach Lord Clifford bestürzt und erblassend — wenn es auch wahr wäre,

so konnte der Herzog von Amundeville das nicht wissen, und keinen Plan darauf bauen.

Was weiß der Herzog von Amundeville nicht? unterbrach Winstoun. — Machen Sie mir Vorwürfe, Clifford, daß ich einem Weibe vertrauen konnte, sagen Sie mir, daß das Elend des Herzens und der Fluch der Lächerlichkeit mich verdienterweise treffen wird — nicht diese lammfromme Gelassenheit! Mir ist nur eins deutlich, daß ich nämlich in dieser Sache klar sehen will, und wenn ich den Verstand darüber verlieren sollte! — daß ich, wenn dieser St. Felix Eleonoren dahin gebracht hat, mich zu verrathen, Rache schwöre — Rache auf Leben und Tod — Rache an dem Herzog von Amundeville, Rache an seinem Liebling — an St. Felix, seinem Sohne! — Ich will meine Strafe mit Muth erleiden — aber auch die Verräther sollen die ihrige erleiden — komme was wolle. — Diesen Schwur werd' ich zu halten wissen.

Beruhigen Sie sich Winstoun! — rief Lord Clifford mit dem Tone großer Besorgniß — Sie vertiefen sich in ein Labyrinth von Möglichkeiten, die einen langen Weg zurückzulegen haben, ehe sie zu Gewißheiten werden.

In der That — sagte Winstoun, wie aus einem schweren Traume erwachend — Sie haben Recht —

es ist noch nichts entschieden. Es waren Bilder meiner erhitzten Phantasie — Gott sei Dank, daß es nicht wahr sein kann.

Der Herzog von Amundeville stand auf und verließ das Gemach. Er übergab dem Diener einen Brief für Winstoun und schärfte ihm ein, denselben sofort zu übergeben. Er hatte den Herzog selbst sprechen wollen und den Brief nur für den Fall mitgenommen, daß er nicht zu Hause sei. Es war ein Papier, welches alle Befürchtungen des englischen Cabinets zur Wahrheit machte, und, indem es mit einem Schlage die fraglichen Angelegenheiten entschied, dem Herzog von Winstoun klar machen mußte, daß er verrathen worden sei. Der Herzog von Amundeville fühlte sich, nachdem er das eben berichtete Gespräch zwischen seinen beiden politischen Gegnern mit angehört, nicht fähig, in einer seiner würdigen Weise mit dem Herzog von Winstoun zu sprechen.

Er begab sich in seinen Palast zurück. Der erste, der ihm entgegen trat, war St. Felix. Der Herzog empfand einen freudigen Schreck. Er hatte von seinem Sohne nichts gehört, seit er ihn in Venedig verlassen, und war glücklich, ihn in seiner Nähe und zugleich sicher vor der Rache eines zum Tod Gekränkten — eines Wüthenden zu wissen.

Er bat St. Felix, ihn einen Augenblick lang zu erwarten, und ging in heftiger Bewegung in sein Arbeitszimmer. Sie galt nicht dem Treiben der Politik, welches er mit seinem klaren Blick so ganz beherrschte, sie galt der Zukunft St. Felix's — seines durch seine Schuld zum Verbrecher gewordenen Sohnes.

Der Herzog liebte seinen Sohn — was hätte er nicht für seinen Sohn gethan — was hätte er nicht für ihn geopfert! Hier ruhten alle seine Hoffnungen — hier alle seine persönlichen Wünsche! Konnte der Herzog einen anderen Gedanken haben, als den, um jeden Preis ihn vor den Folgen einer Sünde zu schützen, welche er um seiner — des Herzogs willen begangen? — Der Herzog hatte in diesem Augenblick wirklich nur diesen einen, und mit Blitzesschnelle reifte derselbe zum Entschluß. Der Würfel war gefallen; das Papier, welches alle Befürchtungen des Herzogs von Winstoun bestätigte, war bereits in den Händen desselben. Winstoun's Verdacht, zur hellen Flamme angeblasen, konnte kein Geheimniß bleiben; in kurzer Zeit mußte der gefeierte Name St. Felix's als der eines Verräthers durch die Welt gehen. Er kannte den Herzog von Winstoun hinlänglich, um zu wissen, daß seine Racheschwüre keine leeren Floskeln seien — in kurzer Zeit mußte sein Sohn St. Felix, nicht allein

den Schmähungen der ganzen Welt, sondern — wer weiß, welchen leiblichen Gefahren ausgesetzt sein!

Der Herzog von Amundeville hatte nur einen Gedanken. Der Verdacht mußte von diesem Namen herunter — gleichviel auf welche Art.

Er begab sich zu St. Felix mit freundlicher Ruhe im Gesicht und begrüßte ihn zum zweiten Male mit vieler Liebe. St. Felix erwiderte dieselbe, was den Herzog zu freuen schien. Er fragte seinen Sohn mit einiger Weichheit, ob er ihm nicht mehr zürne.

Was hülfe es mir jetzt noch, Ihnen zu zürnen? entgegnete St. Felix gelassen, ich klage nur mich selber an. Sie haben übrigens von Anfang an mein Gefühl für Sie mißverstanden; mein Herz hat Ihnen mit Hingebung entgegengeschlagen, so lange ich glauben durfte, daß Sie mich um meiner selbst willen liebten. Als Sie aber anfingen, meine Fehler — ja, Vater — meine Fehler kaltblütig in die Berechnungen Ihrer Selbstsucht zu verweben — da glaubte ich mich frei von den Verpflichtungen eines Kindes. Wollte Gott, daß ich diesen Glauben zur That gemacht hätte; ich würde eine Sünde weniger begangen haben.

Ich glaubte nicht, versetzte der Herzog gepreßt, daß Du einem von uns aus Moralitätsgründen Vorwürfe machen würdest.

Sprechen wir nicht von meiner Moral! entgegnete St. Felix mit einiger Bitterkeit, sie ist schlechter als ich selbst — ich will sie nicht vertheidigen. Daß ich falsch gewesen, daß ich um eines fremden Zweckes willen so viel geheuchelt habe, können weder Gott noch Menschen mir verzeihen. Doch das ist vorbei. Ich hätte Sie angebetet, wenn Sie mir, wie ein guter Vater, aus meinem Leben einen Vorwurf gemacht hätten; verzeihen kann ich Ihnen sogar noch, daß Sie mir das Bewußtsein der einzigen Tugend genommen, welche ich bis jetzt fleckenlos bewahrt habe — die Tugend der Aufrichtigkeit. Ich will Ihnen Alles vergessen. Nur eins bitte ich von Ihnen, nicht zu glauben, daß ich aus Eigennutz so gelassen zu Ihnen rede. Denn allerdings habe ich ein Anliegen an Sie, an welchem mir mehr gelegen ist, als Sie ahnen und glauben werden. — Das Gefühl für Sie, welches ich jetzt äußere, hat nichts mit meinem übrigen Leben zu thun — ich würde selbst um den Preis der ewigen Seligkeit nicht schmeicheln können.

Genug! unterbrach der Herzog hastig, was hast Du von mir zu bitten?

St. Felix schwieg einen Augenblick lang. Ich liebe ein Mädchen, sagte er endlich, von welchem ich weiter nichts sagen kann, als daß sie die Macht hat, meine

Seele vor Verzweiflung zu retten. Sie ist eine Heilige, die ich anbete — ich habe nie gewußt, was Liebe sei, eh' ich dies Mädchen gekannt. Ich will und muß sie besitzen. Wenn Sie mich lieben, wie Sie es oft gesagt — so werden Sie Alexia Meyen als Tochter an Ihr Herz schließen.

Ich will es! erwiderte der Herzog, indem er St. Felix die Hand reichte.

Und werden, fuhr St. Felix fort — vermitteln, daß ich von meiner Frau ohne Aufsehen geschieden werde.

Ich verspreche es!

Und werden diese Frau — ich meine Marianen — in Ihre Obhut nehmen und vor sich selbst zu schützen wissen?

Man wird Mittel und Wege dazu finden.

Und werden die Sache beschleunigen? — Alexia harrt in Wien auf Erlösung. Ich will — ich kann sie nicht wiedersehen, bis es mir nicht vergönnt sein wird, sie mein zu nennen!

Ich gehe, antwortete der Herzog, in wenigen Tagen nach Wien — gehe, sobald es möglich ist, hier loszukommen; ich werde dort dies Mädchen aufsuchen und mit mir nehmen. Deine Scheidung wird keine Schwierigkeiten machen; ich werde auch Marianen vor ver-

zweiflungsvollen Entschlüssen zu bewahren wissen. Sie soll vor der Welt nicht gebrandmarkt werden. Der Herzog von Amundeville wird nicht der Schuldner einer Frau bleiben, die sein Sohn seine Wohlthäterin nennt. Und nun verzeih mir eine Frage: Ist die Herzogin von Winstoun irgend eines Beweises von Muth — irgend einiger Seelengröße fähig?

Ich habe sie nie anders als hingebend und schwach gekannt, erwiderte St. Felix; warum fragen Sie mich?

Ich habe Grund zu glauben, daß sie in Wien ist! versetzte der Herzog ruhig; ich hätte vielleicht, wegen des Unrechts, das ich ihr zugefügt, ein Wort mit ihr zu reden, welches ihr willkommen sein dürfte.

Drittes Buch.

Kapitel I.

„I
Have lived but on this earth a few sad years
And so my lot was ordered that a father
First turned the moments of awakening life
To drops, each poisoning youth's sweet hope."
Cenci.

An ihrem Arbeitstische saß Mrs. Henry mit Handarbeit beschäftigt; neben ihr, mit einer halbvollendeten Aquarelle vor sich, Daginski. Aus dem anstoßenden Zimmer her erschollen die Töne des Claviers, aber nicht von der Hand eines Meisters. Mr. Henry war damit beschäftigt, Unterricht zu geben.

Helene ließ endlich ihre Arbeit sinken; ihr düsteres Auge schweifte zwecklos umher, und ein kurzes schmerzliches Lachen, welches ihren Lippen entfloh, schreckte auch den Maler aus seiner Arbeitsträumerei empor. Was haben Sie? — fragte er, indem er seine Palette niederlegte.

Nichts! erwiderte Helene, indem sie einen Augenblick lang müde die Augen schloß — nichts, als daß

es mir bisweilen noch immer märchenhaft erscheint, daß wir so weit gekommen! Wem hat das Leben so gelacht, als ihm! — jetzt muß er sich in einem fremden Lande mit dummen und faulen Schülern plagen.

Daginski seufzte, aber antwortete nicht.

Hören Sie, Mario! — begann Helene wieder — was ich Ihnen längst gesagt habe — ich wiederhole es — ich habe meine Kräfte überschätzt, indem ich glaubte, diese mühsame und glanzlose Existenz ewig aushalten zu können. Und was mich noch am meisten kränkt und ärgert, ist der Umstand, daß Henry dieses Leben erträgt, als wenn es nie anders gewesen wäre, und als ob es sich von selbst verstände, daß es so sein müsse.

Daginski zuckte die Achseln, ohne zu sprechen.

So brechen Sie doch endlich Ihr unerträgliches Schweigen, Mario! rief Helene mit Ungeduld. Habe ich Ihnen darum mein ganzes Schicksal vertraut, um einen stummen Leidtragenden an Ihnen zu gewinnen? Seit der Zeit, daß dieser unglückliche St. Felir uns heimsuchte, sind Sie sowohl als Henry so verändert, daß ich Sie kaum wieder erkenne.

Zweifeln Sie deßhalb an meinem Herzen? fragte Daginski ernst und bittend.

Ich zweifle an keines Polen Herzen! gab Helene

zur Antwort. Aber um auf die Sache zu kommen; ich grüble Tag und Nacht darüber, wie ich unser Leben anders gestalten könnte. Es gehört mehr als eines Engels Geduld dazu, um mit dem Bewußtsein der Unschuld wie ein verbannter Verbrecher zu leben, der vor jeder Entdeckung zittern muß. Was kümmerte mich das Alles, wenn ich auf der Welt allein stünde! — Ich kann leiden — mich hat das Glück nie verzogen; aber Henry leiden zu sehen, ist in dem Maße unerträglich, als er selbst nicht zu leiden glaubt. Arme Thörin, die ich war! — ich erinnere mich einer Zeit, in welcher ich mir einbildete, ihn vor jeder Unbill des Lebens schützen zu können; jetzt — weiß ich mich selber nicht vor dem niederschlagenden Einflusse unseres Unglücks zu bewahren.

Ich weiß nur eins, entgegnete Daginski, daß eine Frau von Ihrer Entschlossenheit keinen Schwur leisten durfte, ohne das Warum zu wissen. Wie konnten Sie sich durch ein Wort aus England und somit auch von Lord Teevendale's Angesicht verbannen?

O Mario! sagte Helene — Sie hätten es auch gethan, wenn Ihre Mutter sich, indem sie ein Versprechen von Ihnen gefordert, den Dolch auf die Brust gesetzt und gedroht hätte, bei der ersten Weigerung zuzustoßen. Um nichts und wieder nichts setzt meine

Mutter das Leben nicht auf's Spiel. Daß es ihr Ernst damit war, konnte ich nicht verkennen; ich weiß Schein und Wahrheit wohl zu unterscheiden. Hätten Sie diese furchtbare Verzweiflung gesehen, welche auf ein entsetzliches Geheimniß hindeutete — Sie hätten auch nicht widerstehen können. Aber mich quält dieser Eid; ich möchte wenigstens klar in mein Schicksal sehen. Und wenn ich Henry leiden sehe, so komme ich mir wie eine Memme vor, die sich vor dem Schicksal ängstlich verkriecht, statt ihm kühn und frei die Stirn zu bieten.

Wenn man Ihnen nur einigen Trost und Rath bieten könnte! warf Daginski hin.

O — sagte Helene mit einer Thräne im Auge — ich habe so viel Kummer! — ich mußte Jemandem vertrauen. Mit Henry, wissen Sie ja, ist nicht über dergleichen Dinge zu reden — er ist ein Kind.

Jetzt verstummte das Clavier, und man hörte den Schüler weggehen. Helene nahm ihre Arbeit, Daginski seinen Pinsel wieder zur Hand; beide saßen stumm neben einander, als Henry eintrat.

Henry war, seit wir ihn zuletzt gesehen, nicht verändert; ausgenommen, daß ein etwas leidender Zug um den Mund seinem Antlitz eine rührende Wehmuth verlieh. Er betrachtete einen Augenblick lang stumm

die betrübte Gruppe; dann trat er zu seiner Frau und legte ihr freundlich die Hand auf das dunkle Haar. Helene blickte ihn dankbar und liebevoll an; Henry warf sich dann auf's Sopha und erwiderte auf Helenens Frage, ob ihm nicht wohl sei, daß die Unterrichtsstunden ihn angegriffen hätten. Helene schüttelte leise den Kopf; in demselben Augenblick klingelte es draußen. Der kleine Portier erschien und sagte, daß die fremde Dame draußen sei, welche schon zu verschiedenen Malen den Herrn zu sprechen gewünscht habe.

Der Herr ist nicht zu Hause! sagte Helene kurz. Der Portier, an diesen Bescheid wohl gewöhnt, verließ das Zimmer.

Ich weiß aber wirklich nicht, liebe Helene, sagte Henry, ob es nicht zweckmäßig wäre, diese Fremde, welche schon monatelang mit solcher Beharrlichkeit nach mir fragt, einmal anzunehmen, und sich von ihrem Begehren zu überzeugen.

Was kann es denn sein? erwiderte Helene — wir kennen keine Mrs. Smith. — Unser Schicksal ist so wunderbar, daß ich alles Fremde fürchte. Wer weiß, wessen Spion diese Frau ist? — Müssen wir nicht von einer Welt, welche uns schuldlosen Menschen so übel begegnet hat, Alles fürchten?

Henry seufzte und nahm sein Buch wieder zur Hand; Daginski schickte sich zum Fortgehen an und verließ nach einem freundlichen Abschied mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen, das Zimmer. Die beiden jungen Gatten blieben eine Zeit lang stumm eines neben dem Andern sitzen; endlich blickte Henry auf und gewahrte, daß Helene weinte.

Wozu diese Thränen? sagte er liebreich, indem er die Hand seiner Frau mit Herzlichkeit drückte — wozu und mehr als nöthig ist betrüben? — Ich weiß, daß Vieles ganz anders hätte sein können und müssen; jetzt aber einmal Alles ist, wie es ist, finde ich es am besten, sich mit so viel Heiterkeit als möglich in das Unvermeidliche zu fügen.

O, rief Helene — Du bist nicht heiter, Henry — Du belügst Dich selbst mit Deiner Heiterkeit. Wie könnte es anders sein? Bin ich nicht von Natur muthiger und entschlossener als Du, und fühle ich nicht, wie dieses unverschuldete Weh mich täglich mehr niederdrückt? — fühle ich nicht, wie ich unliebenswürdig werde, indem ich Alles verliere, was ich jemals an Frohsinn und Vertrauen auf die Zukunft besessen habe? Es ist nicht wahr, was Einige sagen, daß es süß sei, unschuldig zu leiden, und daß das Unglück uns bessere. Beides verbittert uns nur und macht uns gegen die

Vorsehung murren und ihre Gerechtigkeit bezweifeln und anklagen. Und wenn ich nur für mich allein zu denken hätte! — Ich wollte gern leiden; aber wenn ich Dich, mein vielgeliebter Freund, betrachte und Dein freundlich wehmüthiges Lächeln sehe, so bin ich nahe daran in Verzweiflung zu gerathen.

Ich habe mich nicht zu beklagen! entgegnete Henry — ich bin ganz glücklich. Du hast mich ja lieb; was fehlt mir dann?

Helene seufzte und wandte sich weg. Ich weiß nicht, sagte sie plötzlich nach einer Pause, ob Daginski nicht Recht hat, wenn er meint, daß es Unsinn sei, diesen Eid, den ich meiner Mutter habe schwören müssen, so blindlings zu befolgen.

Das sagt Daginski? — warf Henry hin.

Allerdings! erwiderte Helene. Ich habe darüber nachgedacht, ob ich es nicht Dir und mir selber schuldig sei, wenigstens Aufklärung über das Geheimniß von meiner Mutter zu verlangen.

Eine Aufklärung, die sie Dir damals verweigert hat — warf Henry hin.

Es käme auf den Versuch an! meinte Helene. Zwischen damals und heut liegt eine lange Zeit.

O Helene! sagte Henry, indem er seiner Frau freundlich in die Augen blickte, es scheint mir, als

dürfte man einem Schicksal, welches so deutlich spricht wie das unsrige, nicht entgegenarbeiten. Laß uns ruhig erwarten, was die Zeit bringt; es wird Alles gut werden, wenn es gut werden soll; ich bin ganz glücklich in diesem frommen Glauben. Um den Preis, meinen Vater vor der Welt zu brandmarken, will ich weder mein Vaterland, noch meine Freunde, noch mein Vermögen wieder haben. Ich habe Dich und ich entbehre Nichts.

Und diese Thräne? fragte Helene, indem sie ihre schwarzen Augen auf die seinigen heftete — wem gilt sie denn?

Wem sie gilt — wiederholte Henry vor sich hin — Ich weiß nicht. Mich ergreift bisweilen eine grund- und ursachlose Wehmuth, der ich mich gern überlasse. — Nun denn, Helene, was entbehren wir? Wer weiß, ob die Viscountesse Arlington in ihrem Hotel in London glücklicher gewesen wäre, als Mrs. Henry es in ihrem bescheidenen Hause sein kann, sobald sie sich entschließt, alle trüben Erinnerungen zu den Todten zu werfen?

Und hast Du keine solchen? fragte Helene.

Ich habe nur schöne! erwiderte Henry — ich habe nur süße und reizende Träume. Was kümmert mich der Viscount Arlington? Er ist begraben und hat dem Künstler Henry Platz gemacht. Ich fühle mich

freier, als ich mich je gefühlt. Ich habe oft in meinen früheren glänzenden Verhältnissen meine jetzigen träumend ersehnt. Ich will nicht undankbar gegen das Schicksal sein. Vielleicht gelingt es mir, mich von dieser Stufe aus auf eine Höhe zu heben, von der mich der Zufall nicht so leicht herabstürzen kann.

Wie meinst Du das? fragte Helene.

Sieh hier! erwiderte Henry, indem er Helenen an sein Schreibpult zog und aus einem Schubfache eine Menge von Manuskripten hervornahm — sieh hier, Helene — das ist meine neue Oper. In vier bis sechs Wochen wird sie beendet sein — es fehlen nur noch wenige Nummern. Die erste hat Glück gemacht; und diese ist besser, als die erste. Es wird vielleicht einmal an den Tag kommen, an dem die Welt uns aus unserer Dunkelheit hervor in ein schöneres Licht heben wird, als Rang und Reichthum unserem Leben jemals hätten verleihen können.

In Henry's Auge leuchtete eine Art von Verklärung; Helene hatte nicht den Muth, durch eine Silbe der Erwiderung den süßen Glauben — die freundliche Schwärmerei seiner Seele zu stören. Sie küßte ihn auf die Stirn, um ihre Thränen zu verbergen, dann sagte sie, daß sie nothwendige Gänge in der Stadt zu machen habe, und verließ hastig das Zimmer.

Die Menschen, welche weder sich selbst noch die Welt kennen, sind die glücklichsten. Das Leben verschont sie freilich so wenig wie irgend Jemanden; aber es giebt keine so schwere Erfahrung, der sie nicht durch Umhängung irgend eines poetischen Gewandes eine Art von Reiz abzugewinnen vermöchten. Es giebt Naturen, welche aus so leichtem Stoffe gemacht sind, daß jede Realität spurlos an ihnen vorüber und durch sie hindurchgleitet; das Unglück in höchster Potenz empfinden zu können, ist das traurige Vorrecht einiger Wenigen, welche die Natur mit starken Seelen begabt hat. — Henry empfand in seiner süß schwärmenden Melancholie nichts von der Schwere des Schicksals, das seine Frau zu Boden drückte. Die wehmüthige Sehnsucht, welche er immer fühlte, war mit ihm eins geworden, ohne daß er sich je klar machte, wohin diese Sehnsucht ging; in der Musik fand er ewigen Reiz und zugleich ewige Befriedigung. Ein wunderbar schwebender Zustand! — Nachdem Helene ihn verlassen, fing er an zu arbeiten, und gerieth bald in eine solche Rabbia, daß er nicht bemerkte, wie die Stunden, eine nach der andern, verstrichen.

Es schellte plötzlich, und Henry glaubte Helenen zurückkehren zu sehen, als sein kleiner Diener eintrat und ihm einen Brief mit dem Bemerken einhändigte,

daß zwei Damen draußen auf Antwort warteten. Henry erbrach den Brief und erblickte zu seinem Erstaunen, daß derselbe die Unterschrift St. Felix's trug. Er enthielt die dringende und höfliche Bitte, die Ueberbringerin desselben in seinen Unterricht und sein Haus zu nehmen, bis er selbst — St. Felix — weitere Bestimmungen treffen würde. Ueberrascht und etwas bestürzt befahl er dem Diener, die Damen eintreten zu lassen, und hörte, nachdem Letzterer hinausgegangen war, daß eine weibliche Stimme an eine andere, wahrscheinlich eine Begleiterin, die Bitte richtete, sie zu erwarten. Henry hatte gerade so viel Zeit, mit einem schnellem Blick in den Spiegel sein Haar zu ordnen und einige Spuren von Tinte von seinen Fingern zu vertilgen. Die Dame trat ein. Sie war in tiefe Trauer gekleidet; ein schwarzer Schleier, den sie bei ihrem Eintritte zurückschlug, verhüllte ein todtblasses Gesicht; Henry wollte eine Entschuldigung vorbringen, so gut er es in deutscher Sprache vermochte, als er die Fremde, welche wie gelähmt dazustehen schien, erst in's Auge faßte; die Ueberraschung nahm Beiden die Fähigkeit zu sprechen. Alexia Meyen und Henry Arlington hatten sich erkannt, und in schwindlicher Eile flog die Zeit vor ihren geistigen Augen vorbei, in welcher ihre jungen Herzen sich mit romantischer

Schwärmerei geliebt hatten. Scheu und sprachlos blickten sie sich in die erblaßten Gesichter. So groß und so trüber Art war die Veränderung, welche deutlich in ihren Zügen geschrieben stand, daß Jedes vor dem ersten Worte zitterte. Wir selbst bemerken im Allgemeinen selten die Veränderungen, welche im Laufe der Zeit mit uns vorgehen, und werden innerlich und äußerlich ganz andere Geschöpfe, ohne daß wir es wissen; aber wenn irgend eine Begebenheit, namentlich das Erscheinen einer Person, mit welcher wir vor Jahren in Verbindung gestanden haben, uns plötzlich ungeahnt die Vergangenheit und mit ihr unser früheres Selbst aus dem Grabe an's Tageslicht zurückruft, dann fühlen wir plötzlich, wie anders und wie alt wir geworden sind. Alexia faßte sich — aber ihr erstes Wort entsprang unmittelbar aus diesem Gefühl. O Sir, rief sie aus, ich glaubte nicht, daß ich Sie so wiedersehen würde! Henry stand noch immer sprachlos da; es war, als ob ein ungeheurer Schmerz plötzlich alle so mühsam erhaltenen Blüthen seiner Seele vernichten wolle. Nein, gewiß nicht! stammelte er endlich — ich habe nicht gehofft Sie wiederzusehen! sind Sie denn glücklich gewesen seit jener Zeit? — Sie werden später viel Gelegenheit haben von mir zu hören, erwiderte Alexia, wenn Sie auf den Wunsch

meines Lehrers, St. Felix, eingehen wollen. — Gern! antwortete Henry, doch bin ich verheirathet und habe nach dem Willen meiner Gattin zu fragen. — Verheirathet?! — wiederholte Alexia überrascht — verheirathet — St. Felix hat mir das nicht gesagt — doch um so besser. In Ihrer Frau, welche gewiß jung und liebenswürdig ist, hoffe ich eine Freundin zu finden, die ich wahrlich brauche. Meine Mutter ist todt —

Todt! — rief Henry — und Sie —

Ich widme mich der Kunst! entgegnete Alexia. Unter St. Felix's Leitung habe ich bereits einige Studien gemacht; wie lange er mich hier lassen wird, weiß ich nicht.

In diesem Augenblicke kehrte Helene heim.

Kapitel II.

„I think I could be in love with more than one at the same time!"
„A common case, but a rare confession."
Bulwer.

Helene erkannte Alerien auf den ersten Blick für das Original des Bildes, welches Daginski aus der Erinnerung gemalt und St. Felix so in Aufregung versetzt hatte; und ihrer unbewußt, bemächtigte sich ihrer eine Art von Abneigung und Mißbehagen. Nachdem sie erfahren, wie die Fremde heiße und wer sie gesendet habe, blieb ihr kein Zweifel mehr, und nachdem sie mit kalter Höflichkeit gesagt, daß sie über St. Felix's Vorschlag nachdenken und sich bis zum folgenden Tage entscheiden wolle, entfernte sich Aleria mit einem nicht ganz günstigen Eindruck, um in das Hotel zurückzukehren, welches sie mit ihrer Begleiterin bei ihrer Ankunft bezogen hatte.

Das Erste, was Helene am nächsten Morgen that, war, zu Daginski zu schicken und ihm Aleriens

Ankunft und Begehren mitzutheilen. Ich erlasse mir, Daginski's Erstaunen und Bewegung zu schildern; er glaubte zu träumen. In buntem Durcheinander schwirrte Alles, was er von Alexiens Leben wußte, vor seinem inneren Auge vorbei — von seinem ersten Begegnen mit ihr in einer Mädchenpension der Residenz — bis zu den idyllischen Tagen von Steinbach, wo sie für diesen Henry geschwärmt, der jetzt ihr Lehrer werden sollte — bis zu den düsteren Tagen von Boranteeburg, in denen er so oft vergebens nach Kraft gerungen hatte, um seine thörichte und vermessene Leidenschaft zu ersticken. Von Helenen dazu gedrängt, lieh er seinen Gefühlen Worte; und — Gott weiß, durch welchen Zufall, — als er seines Zusammenlebens mit ihr in Steinbach erwähnte, kehrten längst verblaßte Erinnerungen in Helenens Gedächtniß zurück, in Folge deren sie aufstand und sich zu Henry mit der Frage begab, ob Alexia dasselbe Fräulein von Meyen sei, welches ihn in den glücklichen Tagen von Steinbach so entzückt habe. Henry bejahte; Helene verließ ihn hastig, um zu Daginski zurückzukehren und denselben mit scheinbarer Ruhe weiter auszufragen. Wer hätte es Helenen verdenken können, wenn sie verweigert hätte, sich Alexiens Wünschen zu fügen? Möchte es doch Manchem zweifelhaft sein, ob sie recht han-

delte, als sie endlich, in Betracht der unverhältnißmäßig bedeutenden Summe, welche St. Felix seinem Collegen für die erbetene Gunst bot, sich für die Gewährung derselben entschied.

Alexia kam also. Helenens kalte Freundlichkeit berührte sie nicht unangenehm; sie fühlte nicht das Bedürfniß der Sympathie und machte keine Ansprüche an die Liebe von Fremden. Von den Schlägen, welche bis jetzt in rascher Aufeinanderfolge ihr junges Leben getroffen hatten, fühlte sie sich innerlich zu sehr vernichtet, als daß sie in diesen Tagen ein acutes Schmerzgefühl hätte haben können. Sie war stumpf geworden. Sie hatte, nachdem die Leiche ihrer Mutter eingesargt und in Borantesburg beigesetzt worden war, nachdem Fanny und Graf Manburg bei ihrer Abreise sie vergebens gebeten, sie zu begleiten, dem Schauplatze ihrer Kindheit Lebewohl gesagt, und war, wie St. Felix es gewünscht, mit ihrer Dienerin nach Wien abgereis't. Sie hatte sich, allein wie sie jetzt war, nicht gefürchtet; sie war vollkommen ruhig gewesen und mit Gleichgültigkeit der Zukunft entgegen gegangen. Das Unglück macht stolz, und sie hatte aus den Stürmen ihres Lebens das Bewußtsein einer Kraft in die Gegenwart hinübergerettet, welche stark genug schien, um ihr Selbstvertrauen zu rechtfertigen. Sie

hatte keinen andern Gedanken mehr gehabt, als daß sie den Willen St. Felix's befolge; außer diesem fiel in ihrem Leben, nun sie Alles verloren und Allem entsagt, was ihr sonst noch theuer gewesen war, nur ihr künstlerisches Streben noch in's Gewicht.

Aber wenn eine Seele zum Untergange prädestinirt ist — wenn die Innerlichkeit eines Menschen mit seinen Lebensverhältnissen von vorn herein in so grellem Widerspruch steht, daß er im Kampf mit denselben aufgerieben werden, oder sich von ihnen erdrücken lassen muß — da scheint es auch, als ob keine Rettung möglich sei, und als ob ein neidisches Schicksal jede Lage des Lebens ausbeute, um immer neue Schläge auf den der Vernichtung Geweihten zu führen. Arme Alexia! — Was hatte sie noch gerettet außer ihrer Liebe? Was stand für sie noch fest unter der Sonne, als die Hoffnung, endlich an dem Herzen dessen die Thränen wiederzufinden, für den sie Alles geopfert haben würde und bereits geopfert hatte? Dieser Gedanke war noch ein Himmelsschein gewesen, welcher möglicherweise ihren Horizont wieder ganz hätte erleuchten können. Mußte sie hier daran erinnert werden, was diese Liebe sie bis jetzt gekostet hatte? —

Sie sah Henry wieder. Dieser reinen Natur gegenüber fühlte sie ihr ganzes Elend zum ersten Mal

in vollster Ausdehnung. Ihre Seele schweifte zurück in das verlorne Paradies jener Zeit, wo sie mit einem noch von keiner Leidenschaft zerstörten Herzen für diese blauen Augen geschwärmt hatte. Bei der Erinnerung an jenen letzten Sonnenschimmer ihres Lebens fiel es ihr mit Gewalt auf's Herz, wie glücklich und rein sie hätte bleiben können, wenn es ihr vergönnt gewesen wäre, an diesem Herzen ihr Leben zu verträumen. O, über die ungeheure Bizarrerie des menschlichen Gefühls! — Liebte sie denn nicht, während der Schmerz der großen und unveränderlichen Leidenschaft für St. Felix an ihrem Herzen riß — noch immer diese unschuldigen Augen? — Sagte sie sich nicht, während sie wußte, daß sie sich nie von St. Felix trennen würde, daß es ihr Glück wäre, wenn sie es könnte? — Es ist nicht wahr, daß der Mensch nur einmal lieben könne. — Das Herz hat viele verschiedene Fähigkeiten — jede kann sich auf eigene Weise zu bethätigen streben; jede dieser Bethätigungen hat auf den Namen der Liebe Anspruch. Glücklich der, welchem ein gütiges Geschick über die chaotischen Wirren des Herzens hinweghilft, ohne daß dieselben in sein Bewußtsein übergehen. Alerien ward dies Glück nicht zu Theil; es war ein Fluch, der auf ihr lastete, daß sie jede ihrer Empfindungen wie durch Offenbarung, vom Ursprunge

bis zum Ende, so deutlich vor ihrem Geiste sah, wie das äußere Auge die Gegenstände erfaßt. Die erste Liebe, schrieb sie in ihr Tagebuch — die erste Liebe eines reichbegabten Menschen ist eine reizende Schwärmerei — ein seliger Rausch; die zweite ist eine große Leidenschaft. Der Schwärmerei möchte man — der Leidenschaft muß man folgen; Gott sei Dank, daß ich, was ich muß, auch wollen kann.

Es ist ein großes Unglück, wenn man zum ersten Male darauf kommt, daß man elend um dessen willen ist, den man ewig lieben muß.

Alexia erholte sich während einiger Tage von den großen Anstrengungen und Aufregungen der letzten Zeit; endlich bat sie Henry, ihren Unterricht zu beginnen. Es war Abend; Alexia spielte ihm zum ersten Male vor. Henry wagte nicht zu sagen, daß er sie schon einmal gehört habe — er scheute sich davor, die Rede auf Steinbach zu bringen. Wie verwandt ist Ihr Spiel dem St. Felix's! rief er aus, als sie geendet — was soll ich Sie denn lehren? Sie sind eine vollendete Künstlerin. — Sie spotten! sagte Alexia; wie könnte ich auch nur annäherungsweise vollendet sein? habe ich denn Studien gemacht, welche mich zu diesem Glauben berechtigen dürften? — O, Fräulein von Meyen,

sagte Henry. — wir haben nur zu den Dingen Beruf, in denen wir etwas Bedeutendes leisten, ohne studirt zu haben; wo das nicht der Fall ist, hilft kein Studium. Dieses vermag nichts, als zu klären und das vorhandene Material zu ordnen — und die Gesetze deutlich und klar in's Bewußtsein zu übertragen, nach denen der wahre Künstler auch unbewußt handelt. Ich sage darum nicht, daß ohne Arbeit etwas Großes erreicht werden kann; aber Sie müssen auch schon viel gearbeitet haben. — Ich habe es allerdings gethan! erwiderte Alexia, indem sie, um ihre Bewegung zu verbergen, eine neue Piece begann — ich hoffe, daß Sie mir weiter helfen werden. — Henry stand auf. Sie sind krank, sagte er — arbeiten Sie heute nicht mehr; auch St. Felix würde es nicht leiden, wenn er hier wäre. — Wollte Gott, er wäre hier! rief Alexia mit einiger Selbstvergessenheit — St. Felix war mein guter Engel — ich würde in seiner Nähe Alles das nicht fühlen, was mich drückt. — Henry antwortete nicht; er ließ Alexien voran gehen, dann bat er sie freundlich, heute bei ihm und seiner Frau zu bleiben; Alexia nahm also einen Sitz an dem Tische ein, auf welchem vor Helenen die Theemaschine dampfte. Bald darauf schellte es; die Thür öffnete sich; der Eintretende war Daginski. — Alexia sprang auf — sie

wußte nicht, ob ihr Erschrecken freudiger oder schmerzlicher Natur war, als sie ihren Freund von ehedem in diesem Kreise erblickte, wo sie ihn wahrlich am wenigsten zu treffen erwartet hatte. Trotzdem, daß sein Anblick ihr immer deutlicher die Vergangenheit zurückrief, in welcher sie noch froh und glücklich gewesen, erwärmte sie doch der Anblick dieses befreundeten Menschen. Ein Schimmer ihrer alten Lebhaftigkeit brach an diesem Abend zum ersten Mal hervor, und der unwiderstehliche Zauber ihres Wesens, der Alles, was sie umgab, wie mit Glanz und Duft umhauchte, übte sogar jetzt noch seine Macht. Helene beobachtete die beiden Männer mit unbeschreiblichen Gefühlen. Sie werden hierbleiben, sagte sie am nächsten Morgen zu Daginski, als ihr derselbe erklärte, daß er mit diesem Orte sich selber fliehen müsse. — Sie werden hierbleiben, Mario. Sie werden nicht vor dem blassen Gesicht eines Mädchens fliehen, wenn ich den Muth behalte, zu leben, während mein Mann dieses Mädchen liebt.

Kapitel III.

Chaos of thought and passion all confused.
Pope.

Aleria an St. Felix.

Wien, Oktober.

Nimm mich von hier fort, Reginald! — sei barmherzig und verlange nicht daß ich hier länger leben soll. Schicke mich wohin Du willst, wenn es durchaus nicht sein kann, daß ich in Deiner Nähe lebe — nur hier, in dieser Hölle laß mich nicht! Nicht ohne Grund und Noth bitte ich Dich, Dein Gebot, Deinen Wunsch zurückzunehmen. Eines Tages, wenn ich ganz Dein sein werde, will ich Dir das Warum erklären; heute frage mich nicht darnach. Ich bin nicht mehr ich selbst, seit ich in diesem Hause lebe; ich zweifle an mir — an meiner Vernunft — ich fürchte, ich könnte endlich auch noch an Dir zu zweifeln anfangen. O, ich bin nichts werth, Reginald; aller der Opfer, welche Du mir bringst, Alles dessen, was Du für mich gethan hast, bin ich so wenig werth,

als ein Verbrecher der Gnade, welche das Tribunal aus Mangel an Beweisen seiner Missethaten ausspricht. Verlange nicht, daß dieser Brief von Geist und Gefühl zeuge. Mein Herz ist so erstarrt, daß es mir vorkommt, als sei es todt. Ich studire Tags Musik und Nachts Philosophie; das Gefühl hat mich verlassen, und ich suche Trost bei dem Gedanken. Was mir einst so entsetzlich schien — ein anderes menschliches Wesen — und dieses Wesen Deine Wohlthäterin, Deine Frau — in die Nacht des Elends einer Trennung von Dir hinabzustoßen, bitte ich Dich jetzt mit allen Kräften meiner Seele zu thun und schnell zu thun; wenn ich Dich wiedersehen werde, wird mein Herz das Leichentuch von sich werfen und sein Ostern feiern.

Wenn Du mich nun verließest, Reginald! — Meine düstere Phantasie gefällt sich bisweilen darin, mir das Leben auszumalen, welches ich führen würde, wenn Du mich verließest! — Ich mache mich mit dem Gräßlichen vertraut und weide mich dann an dem Gedanken, daß, wie schwer auch jetzt das Leben sei, es doch süß ist gegen diese Bilder meiner erhitzten Einbildungskraft. Sag' mir, St. Felix, ist es wirklich wahr, daß ich Dir Alles bin? — Weißt Du wohl, daß es schauderhaft ist, Alles auf eine Karte zu setzen? weißt Du nicht, daß die Götter gern den Verwegenen strafen,

der tollkühn, indem er Alles auf einen Wurf setzt, das Schicksal herausfordert? — Hast Du nie daran gedacht, St. Felix, wenn Du mich küßtest, wenn Du in reinem Entzücken mich Deinen guten Engel nanntest, wenn Du sagtest, daß Du ohne mich verloren seiest — hast Du nie daran gedacht, daß ich Dich verlassen könnte? — Hat man Dir nie gesagt, daß die Weiber schwach und falsch sind? — Ein Dämon hat Dir vorgelogen, daß ich eine Heilige sei — St. Felix! ich sage Dir, ich selbst, ich, Deine Alexia — ich bin auch nur ein Weib! —

— — — — — — — —

Habe Mitleid mit mir; ich weiß nicht, was ich schreibe — ich weiß nicht, was ich denke. Von Dir getrennt, bin ich ein Schatten — mein guter Geist ist von mir gewichen. Es hätte anders sein können, das weiß ich wohl; jetzt aber giebt es nur noch eine Stelle, wohin ich gehöre — sie ist in Deinen Armen. Schreibe mir, daß ich zu Dir nach Paris kommen soll — um meinet-, aber auch um Deinetwillen. Ich kann nicht weiter — leb' wohl.

Alexia.

Kapitel IV.

„Je mehr Ihr das Ding rüttelt und schüttelt, desto trüber wird's."

Göthe.

Es war wenige Tage nachdem Aleria diesen Brief abgesandt, daß der Herzog von Amundeville unter einem fremden, sehr bescheidenen Namen nach Wien kam und in demselben Hotel abstieg, welches wir bereits mit St. Felix und der Herzogin von Winstoun besucht haben.

Es war Zeit zum Abendessen, als er ankam, und er begab sich in das Speisezimmer, wo er bereits mehrere Eßlustige versammelt fand. Er bestellte ein Souper und nahm, um die Zeit des Wartens zu verkürzen, eine der englischen Zeitungen, welche auf dem Tische umherlagen.

Ein neben ihm sitzender junger Engländer, welcher eben sein Blatt weglegte, um einem Beafsteak seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, bemerkte, daß der Herzog, den er augenblicklich für einen Landsmann erkannte,

denselben Artikel las, mit welchem er so eben fertig geworden.

Mit Ihrer Erlaubniß! sagte er mit munterm Ausdruck — ich sehe, daß Sie ein Engländer sind; Sie müssen mir daher den Gefallen thun, mit mir zu sprechen, wenn auch nur über diese politischen Geschichten da, welche uns beide zu interessiren scheinen. Ich habe nämlich das merkwürdige Unglück, daß ich, der ich eben aus Italien komme, um nach England zurückzugehen, seit vierzehn Tagen schon mit keinem Engländer habe bekannt werden können; und da ich weder französisch noch deutsch verstehe, so habe ich während dieser ganzen Zeit, ohne die natürliche Schweigsamkeit vieler meiner Landsleute zu besitzen, mich als stummer Acteur geriren müssen.

Das ist allerdings etwas hart! lächelte der Herzog, indem er seine Zeitung niederlegte — man ist sehr glücklich, wenn man französisch versteht, was doch so ziemlich einer überall gangbaren Münze zu vergleichen ist. Ich habe mich kurze Zeit in Paris aufgehalten und dort meine Kenntnisse bedeutend erweitert. Einem jungen Manne, wie Sie sind, kann ich gar nichts Besseres rathen, als dasselbe Experiment zu machen.

Ich wünschte, daß es anginge! seufzte Parker —

denn er war es. Da Sie aus Paris kommen, Sir, so müssen Sie auch die neuesten Nachrichten über den Stand der Dinge in Bezug auf die Mission des Herzogs von Winstoun wissen. Das Blatt, das ich eben gelesen, ist schon mehrere Tage alt — und ich lese hier die officielle Bestätigung dessen, was in früheren Blättern als Muthmaßung ausgesprochen wurde, — daß nämlich Alles fehlgeschlagen und der Herzog von Winstoun nach London zurückberufen ist.

Allerdings! — sagte der Herzog lächelnd — Mylord von Winstoun wird der Erholung bedürfen; man sagt, daß er sich schrecklich bei dieser Affaire geärgert hat.

Zum Teufel auch! — erwiderte Parker — sie kann auch ernsthaft genug werden — sogar für ihn persönlich. Warum hält er sich Vertraute in Staatsangelegenheiten? — Man schreibt mir aus England, daß er auf's Strengste zur Rechenschaft gezogen werden solle. Es ist nicht anders möglich, als daß sein politischer Antagonist, der Herzog von Amundeville, das Geheimniß, um welches nur, außer den Cabinetsmitgliedern, Lord Clifford und der Herzog von Winstoun wußten, einem Vertrauten des Letztern entlockt hat.

Es ist ein schnelles Urtheil! versetzte der Herzog achselzuckend, doch höre ich es nicht zum ersten Mal.

In London, versetzte Parker, ist, wie man mir schreibt, dieses Urtheil in aller Welt Munde, und zwar von Details begleitet, welche wirklich interessant sind. Der Herzog von Winstoun hat eine schöne Frau, welche, wie bei uns Jedermann bekannt ist, des Herzogs Vertraute in all' seinen politischen Beziehungen war. Man hat ihn oft vor den möglichen Folgen dieser Art von Intimität gewarnt; er hat aber nicht hören wollen. Sie wissen das Uebrige?

Erzählen Sie weiter! entgegnete der Herzog unbefangen — ich will hören.

Die Herzogin von Winstoun, fuhr Parker fort, verliebte sich im vorigen Herbst in den berühmten Virtuosen St. Felix; ganz London sprach davon, ganz London wunderte sich über des guten Herzogs Verblendung. St. Felix verließ England — die Herzogin grämte sich — ward leidend — und ging im letzten Frühling, vom Herzog begleitet, nach Venedig.

Mein Gott, unterbrach der Herzog, in welchem frivolen Ton die Jugend von solchen Dingen spricht!

Ganz wie es für so frivole Sachen paßte! versetzte Parker. Genug, in Venedig, ob zufällig oder absichtlich, traf die schöne Herzogin mit St. Felix wieder zusammen. Der Herzog ward abberufen und nach Paris geschickt. Nun wird die Allwissenheit des

Herzogs von Amundeville ziemlich begreiflich, wenn man erfährt, daß sein Sohn der Liebhaber der einzigen Vertrauten des Herzogs von Winstoun war.

Der Herzog erbleichte ein wenig — er hatte nicht geglaubt, daß diese Geschichte schon so verbreitet wäre. Ich habe das wirklich auch gehört, sagte er dann mit großer Ruhe; aber ich bitte Sie, kann etwas weiter hergeholt sein? Wie ist es möglich, daß diese Vermuthung in's Publikum dringen und Glauben finden konnte?

Das ist so unnatürlich nicht! versetzte Parker. Der Herzog von Winstoun hat diese Vermuthung zuerst gehabt — der ehrliche Mann, dessen Gewissen dadurch bedrückt wurde, hat seinen Verdacht dem Lord Clifford gestanden. Lord Clifford hat ihn im Cabinette wiederholt — das Ministerium ist wüthend und glaubt, den Herzog von Winstoun nicht schonen zu brauchen. Die Sache ist proklamirt — der Herzog zurückberufen worden. Die Geschichte wird belacht, bespottet, pamphletirt — der Herzog von Winstoun — Gott tröste ihn! — ist für den Augenblick ein ruinirter Mann.

Und St. Felix! — rief der Herzog, was spricht man von St. Felix?

Je nun — nichts weiter, versetzte Parker, als daß er ein Verräther sei, und daß man, wenn man seiner

habhaft werden kann, ihn eine Weile als Staatsgefangenen bewahren wird.

In der That! — warf der Herzog hin — das wäre schade! — übrigens ist mir Ihre Geschichte sehr unglaublich. Ich habe diesen St. Felix noch vor acht Tagen in Paris gesehen — er sieht nicht aus, wie einer, der sich um Staatsgeheimnisse kümmert.

Er ist also in Paris! rief Parker lebhaft. Für meine Person freut mich das. Mir sollte es leid thun um einen so ausgezeichneten Künstler, und ich fürchte, es könnte ihm übel bekommen, wenn er der englischen Justiz in die Hände fiele.

Kannten Sie St. Felix? forschte der Herzog.

Ich habe ihn einige Male gesehen! erwiderte Parker — Ich hatte einen genauen Freund — den jungen Viscount Arlington, der seit mehr als einem Jahre von London abwesend und Gott mag wissen wohin gegangen ist; — dieser war sehr vertraut mit St. Felix. — Auch ich bin dadurch mit ihm in oberflächliche Berührung gekommen. Später habe ich ihn einmal bei dem Herzog von Winstoun, sowie auch in zwei Concerten spielen hören — und ich bin natürlich von ihm so hingerissen als die ganze übrige Welt.

Das ist begreiflich! wollte der Herzog eben sagen, als ein seit etwa fünf Minuten im Zimmer befind-

licher Mann sich bei Nennung des Namens Arlington mit einiger Hast zu Parker wandte und ihn in ziemlich fließendem Englisch fragte, ob er den Viscount Arlington kenne, und ob er nicht wisse, wo sich derselbe befinde.

Ich glaube hier vorhin gesagt zu haben, erwiderte Parker dem Frager, in welchem der Franzose nicht zu verkennen war — daß ich leider nichts von dem Viscount Arlington, der mein Freund war, zu sagen weiß. Er verheirathete sich heimlich mit einer Dame, welche sein Adoptivvater, Lord Fitzgerald, zu lieben schien, und wagt wahrscheinlich deßhalb noch jetzt nicht, nach England zurückzukehren.

Der Fremde seufzte kurz, setzte sich nieder und ließ sich Wein und Zeitungen geben. Der Herzog wechselte noch einige Worte mit Parker und nahm dann von demselben Abschied, um sich auf sein Zimmer zu begeben. Der englisch sprechende Franzose schien Lust zu haben, das begonnene Thema von Viscount Arlington noch weiter auszuspinnen, wozu Parker jedoch keine Neigung zu verspüren schien. Das Zimmer füllte sich noch fortwährend mit Gästen, unter denen sich auch mehrere mit einem verspäteten Postzuge angekommene Passagiere befanden. Einer derselben, ein ältlicher, finster aussehender Mann mit polnischer Physiognomie,

näherte sich dem Tische und nahm gerade dem Franzosen gegenüber Platz, welcher ihn, nachdem er ihn erblickt, schnell und erfreut begrüßte und ihm mit einem Ausruf der Ueberraschung über den Tisch weg die Hand reichte.

Mein Gott, Monsieur d'Estrées, rief der Pole, indem er um den Tisch herumging und neben dem Arzte Platz nahm — welches Zusammentreffen! Wie kommen Sie nach Wien? Ich kehre eben aus Paris zurück und glaubte Sie in Berlin, wohin ich zu reisen im Begriffe bin, zu treffen.

Ich bin, seit wir uns nicht gesehen haben, ein ziemlich unstäter Gast gewesen! versetzte d'Estrées. Meine jetzige Reise hat den Zweck, in Venedig die brustkranke Frau eines meiner Freunde, des Herrn von Meyen von Borantesburg, aufzusuchen, desselben, bei dem ich Ihren Neffen getroffen. Ich erhielt nämlich vor ganz kurzer Zeit einen Brief des Herrn von Meyen aus Paris, worin er mir, nebst einigen andern höchst wunderbaren Mittheilungen, die machte, daß er von seiner Frau, welche ich im Frühling nach Italien schickte, seit der Zeit aus dem einfachen Grunde keine Nachricht erhalten, weil er sich seitdem überall umhergetrieben habe und endlich nach Paris gegangen sei, ohne jemals zu schreiben oder irgendwo seine Adresse zurückzulassen.

Er bat mich, seine Frau in Italien aufzusuchen und ihm dann von ihr Nachricht zu geben. Sie sehen mich im Begriff, seinen Wunsch zu erfüllen. Die liebenswürdigste Frau unter der Sonne — schade, daß sie sterben muß!

Ich hörte einmal so etwas durch den Mario! sagte Daginski der Aeltere. Der Grund, welcher mich nach Wien führt, ist eben, hier meinen Neffen aufzusuchen, welcher, Gott weiß aus welchen Gründen, die Stellung bei Herrn von Meyen aufgegeben und seitdem hier privatisirt hat. Mir ist neulich ein famoses Bild von dem Jungen zu Gesicht gekommen, und ich freue mich eben so sehr, ihn wiederzusehen, als ich früher ärgerlich auf ihn war. Er soll nach Paris, um dort zu studiren. Ich habe auch eine Bestellung für ihn in petto. Die Prinzessin von S., welche im letzten Winter in's Kloster ging, schenkte ihrem Vetter ihre Gemälde, unter denen sich eine wundervolle Madonna befand. Der junge Prinz wünscht als Seitenstück eine Magdalena. Ich sollte sie malen — indessen — der Mario mag es thun; es ist eine Gelegenheit für ihn, seine Carriere zu machen. Ich möchte nur wissen, weßhalb er damals, ohne sich sehen und hören zu lassen, die Stellung bei Herrn von Meyen aufgegeben hat?

Er war verliebt in Herrn von Meyen's Tochter!

erwiderte d'Estrées, und hatte Ehre genug, sie zu fliehen; wahrscheinlich hat er in der Ferne diese Thorheit vergessen wollen.

Das also war es! rief Daginski — der Mario ist doch ein guter Mensch! Uebrigens muß es, soviel ich aus den spärlichen Mittheilungen meines schweigsamen Neffen habe entnehmen können, in jenem Hause ein curioses Verhältniß gewesen sein.

Leider! seufzte d'Estrées — und es werden noch curiosere Dinge an den Tag kommen, als sich irgend Jemand träumen läßt. Ich freue mich übrigens außerordentlich, daß ich Sie treffe — denn gerade Sie können möglicher Weise Aufschluß über eine Sache geben, die für Herrn von Meyen, so wie für mehrere andere Personen von höchster Wichtigkeit ist.

Ich? — fragte Daginski — was hätte ich mit Herrn von Meyen zu schaffen?

Sie erinnern sich doch, einmal in England gewesen zu sein, versetzte d'Estrées, und das gerade zu einer Zeit, wo ich eine kleine Aventure mit Ihrer Schwägerin, der schönen Marie, hatte?

O ja! — erwiderte Daginski — ich erinnere mich dessen sehr wohl. Weßhalb fragen Sie mich?

Ich wünschte, Marie lebte noch, sagte d'Estrées — nicht sowohl um meinet- — als um andrer Personen

willen. Es scheint, als ob sie eine Tugend im hohen Grade besessen hätte, nämlich die der Verschwiegenheit; sie muß mehr als ein Geheimniß gut bewahrt haben.

In der That — die einzige gute Seite dieses sittenlosen Frauenzimmers! erwiderte Daginski. Sie konnte wirklich schweigen. Was ich von ihren Geheimnissen erfahren, dankte ich dem Zufall —

So wissen Sie etwas von denselben? unterbrach d'Estrées mit Hast.

Nicht viel! versetzte Daginski; ich kümmerte mich um Mariens Geheimnisse nicht — und sie hat sich nie absichtlich verrathen; übrigens wurde sie von allen ihren frühern Liebhabern, Lord Fitzgerald an der Spitze, für ihr Schweigen gut bezahlt.

Lord Fitzgerald! wiederholte d'Estrées — hier werde ich der Sache auf die Spur kommen. Sie werden offen gegen mich sein, sobald Sie hören werden, was ich Ihnen zu sagen habe. Marie war die Amme des jungen Viscount Arlington. Nun war aber dieses Kind —

Nicht der Sohn von Lord Fitzgerald's Bruder, sondern ein untergeschobenes Kind — ein Sohn der Fürstin Jaraczewska, damaligen Romana Brodonska — das weiß ich allerdings — was weiter?

O, wenn Sie dessen gewiß sind, und also wissen,

daß der jetzt lebende Viscount Arlington mit jenem untergeschobenen Kinde eine und dieselbe Person ist, sagte d'Estrées, dann weiß ich freilich genug und leider zu viel — denn dieser junge Mann ist der Sohn des Herrn von Meyen und der Fürstin Romana, — und dieser Unglückliche hat seine Schwester, die Gräfin Helene Jaraczewka geheirathet und heimlich mit ihr London verlassen. Die Fürstin hat nach langem Widerstreben dem Herrn von Meyen dies Alles gestanden. Nachdem sie es selbst erfahren, hat sie ihrer Tochter einen Eid darauf abgenommen, unter fremdem Namen in einem fremden Lande zu leben, und weiß jetzt selbst nicht, wo die beiden Unglücklichen sich aufhalten. Herr von Meyen hatte die Absicht, seinen Sohn öffentlich zu legitimiren. Aeußerst geschlagen und betrübt über den Fehlschlag so vieler Hoffnungen, hat er mir geschrieben, da er sich erinnerte, gehört zu haben, daß ich Marie Glimmer gekannt, von der Niemand wußte, wen und wohin sie geheirathet habe.

Daginski sagte achselzuckend, daß auch er nichts weiter wisse und mit Marien nie über diesen Gegenstand gesprochen habe, nachdem sie aus England zurückgekehrt sei. D'Estrées stand seufzend auf, fuhr aber, wie von einer Natter gestochen, zurück, als er hinter seinem und Daginski's Stuhl Niemand anders stehen

sah, als den Neffen des Letztern, in Begleitung von mehreren jungen Leuten, welche sich durch ihre phantastische Tracht als Maler und Studenten documentirten. Mario, welcher mit einigen Kunstgenossen jeden Abend dies Hotel besuchte, um bei einem Glase Wein so viel Heiterkeit zu entwickeln, als er seinem hypochondrischen Temperamente abzuringen vermochte, war mit den Uebrigen eingetreten, als d'Estrées und Daginski, etwas lauter als nöthig gewesen wäre, jedoch — zu ihrer Entschuldigung sei es gesagt — in polnischer Sprache sich über die Herkunft des Viscount Arlington aussprachen. Mario war regungslos und vom Schrecken gebannt stehen geblieben. Ohne die Absicht zu lauschen und doch begierig jede Silbe auffangend, achtete er wenig darauf, daß einige der am Tische Sitzenden, so wie seine Kunstgenossen, ihn groß ansahen, bis die Erkennungsscene, beim beinah' gleichzeitigen Aufstehen d'Estrées' und Daginski's, eben nicht auf die angenehmste Art und Weise vor sich ging.

Woher kommst Du? rief Daginski der Aeltere — wußtest Du denn, daß ich hier war?

Gewiß nicht! stammelte der junge Mann — Zufall — ich bin hier jeden Abend.

Der Oheim neigte sich zu ihm und fragte leise:

Hast Du gehört, was ich mit diesem Herrn gesprochen habe?

Zwei Worte, versetzte Daginski, welche —

Gleichviel — ich brauche nichts mehr zu wissen! sagte der Alte ruhig — Du siehst ein, daß es gut ist, über die Geschichte zu schweigen. Ich freue mich, Dich wiederzusehen, Mario! — Morgen komme zu mir — ich habe Dir Dinge zu sagen, die Dir nicht unwill-willkommen sein werden.

Kapitel V.

„Oh ye great Powers,
Keep me in temper — let me not be mad!“
Shakespeare.

Der junge Maler stürzte, sobald sein Oheim mit d'Estrées das Zimmer verlassen, aus dem Hotel fort nach Henry's Wohnung. Er fand die Hausgesellschaft beim Theetische. Die Besinnung kehrte ihm erst wieder, als er sich mitten unter derselben befand. Erstaunt standen alle drei auf, als sie sein seltsam verstörtes Aussehen bemerkten. In der That blickte Daginski mit einem unbeschreiblich starren Blick auf Henry und Helene, welche sich freundlich bei der Hand hielten. Letztere fragte ihn, was ihm fehle; er antwortete aber nicht.

Man sah ihn an — man sah sich unter einander an — man wurde unruhig. Henry wiederholte Helenens Frage. Sie müssen krank sein, Daginski! sagte er, man muß zum Arzte schicken. Nein, nein! erwiderte der Maler mit Ungeduld. Dann wandte er sich

zu Alerien mit der Frage, ob sie wisse, wo ihr Vater lebe? — Ich glaube, daß er in Paris ist! erwiderte sie — man schrieb es uns nach Steinbach; wozu diese Frage? Daginski antwortete nicht; er schien vollständig verwirrt und erhob sich unmittelbar darauf, um sich wieder zu entfernen. Kein Zureden half; er war nicht zu bewegen zu bleiben, und ließ seine Freunde in der größten Unruhe zurück.

Am nächsten Morgen saß Helene, wie gewöhnlich, allein in ihrem Zimmer, als sie bei einem zufälligen Hinausblicken auf die Straße gewahrte, daß Daginski unten vor ihrem Hause, wie es schien zweck- und planlos, umherging. Sie begann ernstlich seinetwegen besorgt zu werden, und indem sie zugleich das Bedürfniß fühlte, ihrem gepreßten Herzen wieder einmal Luft zu machen, öffnete sie das Fenster und winkte ihm heraufzukommen. In der nächsten Minute war er oben, und zwar noch eben so bestürzt und verstört, als am Tage zuvor.

Was haben Sie denn seit gestern, Mario? rief Helene. Sie sind ja kaum wieder zu erkennen. Sind Sie ein Mann, daß Sie sich bis zu diesem Punkt von einer thörichten Schwärmerei beherrschen lassen?

Thun Sie mir nicht Unrecht! versetzte Daginski,

indem er sich neben Helenen setzte — Ihr Schicksal, nicht das meinige, beschäftigt mich seit gestern.

Daß mein Schicksal traurig ist, haben Sie längst gewußt! sagte Helene achselzuckend. Sie haben keine Theilnahme mehr für dasselbe, seit Ihre Gedanken sich in den blonden Haaren dieser Fremden verstrickt haben.

Ich wollte, daß ich Sie durch Thaten Lügen strafen könnte! rief Daginski. Hören Sie mich an! — Ich habe meinen Oheim aus Berlin gesprochen, denselben, bei welchem meine Mutter gelebt und mich erzogen hat. Er will, wie ich glaube, mich nach Paris schicken —

Sie werden nicht nach Paris gehen — jetzt wenigstens nicht! unterbrach Helene den Maler mit Ungestüm. Ich will Sie nicht verlieren; bin ich nicht schon unglücklich genug? —

O ja! sagte Daginski, indem er sie starr anblickte — dennoch werd' ich fort müssen, um endlich dieser Dämonsgewalt zu entfliehen, welche mein Herz zerreißt. Doch zur Sache. Mein Oheim war früher in England; meine Mutter kannte Ihren Mann als Kind — sie war seine Amme. — Wissen Sie, was mir mein Oheim — oder vielmehr der Zufall durch ihn verrathen? — Ihr Mann ist nicht der, für den die Welt

ihn hält — nicht der Sohn des verstorbenen Viscount Arlington —

Nicht der Sohn des Viscount Arlington? — nicht der, für den die Welt ihn hält? — rief Helene — Sie rasen, Mario — Sie wissen nicht, was Sie reden.

Fragen Sie Ihre Mutter! rief Daginski, ohne auf Helenens heftige Erwiderung zu achten — fragen Sie Lord Teevendale — suchen Sie Alles zu ergründen, und sehen Sie Henry nicht eher wieder, bis Sie nicht Alles wissen! — Versprechen Sie mir das, Helene!

Helene machte eine ungestüme Bewegung und ihre Farbe sank bis zur Marmorblässe herab; ihre dunklen Augen hafteten angstvoll fragend an Daginski's Lippen.

Was halten Sie von dem Eide, fragte dieser, den Sie Ihrer Mutter geschworen haben?

Von jenem Eide, wiederholte Helene, welchen Sie mir zu brechen rathen?

O, hätten Sie ihn längst gebrochen! rief Daginski — lieber das Entsetzlichste —

Mensch! rief Helene, indem sie mit Heftigkeit aufsprang. Sie foltern mich zu Tode! — sprechen Sie sich aus — bei dem Namen Ihrer dahingeschiedenen Mutter. —

Daginski wich ihrem Blicke aus, dann sagte er

leise und schnell: Ein Gerücht existirt — daß der Viscount Arlington — ein Sohn Ihrer Mutter sei —

Helene stieß bei diesen Worten einen lauten Schrei aus und sank besinnungslos zur Erde. Der Maler richtete sie auf und brachte sie in's Leben zurück; dann stürzte er, um Verzeihung flehend, vor ihr auf die Kniee.

Stehen Sie auf, Mario! sagte sie mit erzwungener Ruhe, was könnten Sie dafür, wenn es Wahrheit wäre? — Gott im Himmel, rief sie dann — deine Prüfungen sind furchtbar! — laß mich nicht wahnsinnig werden!

Kapitel VI.

Sie sah ihn an mit Augen voll dunkler Herrlichkeit.
Sie ließ ihn zu sich sitzen — da braus't'en seine Gedanken,
Vor ihrer Augen Blitzen all' seine Zweifel sanken.
v. Rodenberg.

Der Herzog von Amundeville hatte es nicht für möglich gehalten, daß St. Felix's Name schon so bald compromittirt werden könne. Er hatte nicht gewußt, daß gerade in England, wo derselbe mehr als irgendwo gefeiert worden war, sich hinsichtlich seiner ein förmlicher Mysticismus ausgebildet hatte, in Folge dessen auch die abenteuerlichste Vermuthung zur Wahrscheinlichkeit ward. Daß der Herzog von Winstoun keine Gelegenheit, sich an dem Verhaßten zu rächen, vorübergehen lassen würde, war klar; Grund genug, um den Herzog Alles aufbieten zu lassen, den Plan, St. Felix in die Hände der Justiz zu liefern, zu vereiteln.

Der Herzog hatte die Herzogin von Winstoun von ferne ein wenig bewachen lassen. Er wußte, daß sie in Wien unter fremdem Namen lebe, und hoffte, obschon

er über die genaueren Verhältnisse nicht unterrichtet war, sie mit Leichtigkeit aufzufinden. Er hatte einen Plan entworfen, sie dahin zu bringen, den Virtuosen nicht zu verrathen, und fürchtete nicht, sie einem Vorschlage unzugänglich zu finden, welcher, indem er ihr die ganze Linie ihres Verhaltens vorzeichnete, ihr selbst in jeder Hinsicht nur zum Frommen gereichen konnte.

Es kam also darauf an, sie schnell aufzufinden. Er erinnerte sich, daß St. Felix sie am Abend seiner Abreise nach Steinbach in einer ankommenden Fremden erkannt zu haben glaubte, und bat demzufolge den Wirth, ihm zu sagen, ob nicht vor etwa acht bis zehn Wochen eine Engländerin bei ihm logirt habe, von welcher er ihm, nach St. Felix's Angabe, eine genaue Beschreibung machte. Der Wirth erinnerte sich wirklich. Mit Hülfe des Fremdenbuchs fanden Beide die Mrs. Smith heraus. Das ist freilich nicht der Name der Person, welche ich suche, sagte der Herzog, aber das beweist auch nichts, wenn Sie die Pässe der Dame nicht gesehen haben. Das habe ich nicht! entgegnete der Wirth, das ist nicht meine Sache. Ich erinnere mich dieser Frau, weil sie sehr schön und, wie es schien, sehr unglücklich war. Sie las viele französische und englische Zeitungen und schien gleich Ihnen Jemanden zu suchen.

Wissen Sie, wen? fragte der Herzog mit einiger Hast.

Einen Mann, welchen sie in einem von hier aus abfahrenden Fremden zu erkennen glaubte.

Den Sie kannten? fiel der Herzog ein.

Ich kannte ihn nicht und erinnere mich seiner nur noch undeutlich! versetzte der Wirth. Die Dame in Frage ist aber wahrscheinlich noch in Wien. Ihre Adresse werden Sie vielleicht von dem Clavierspieler Henry erfahren können, nach welchem sie sich zu verschiedenen Malen erkundigt hat, nachdem sie wahrscheinlich vergeblich bei ihm gewesen.

Wie so? fragte der Herzog, dem Henry's Name nicht fremd war — was hätte diese Dame mit Mr. Henry zu schaffen?

Was weiß ich? versetzte der Wirth. Sie fragte Anfangs nach dem bekannten St. Felix; der ist aber nicht hier gewesen. Ich weiß nicht mehr, wie es kam, daß ich ihr Mr. Henry nannte. Sie hat ihn aufsuchen wollen, ist aber wahrscheinlich nicht vorgelassen worden. Sie war mehr als einmal hier, um sich zu erkundigen, wie man es anfangen könne, zu Mr. Henry zu gelangen.

Und ist denn Mr. Henry so schwer zu sprechen?

fragte der Herzog. Ich möchte ihn nämlich ebenfalls gern sehen.

Das wird halt schwer sein, wenn Sie ihn nicht schon kennen! meinte der Oesterreicher. Der ist auch so ein geheimnißvoller Mensch, der sich nie blicken läßt. Ich glaube, er ist leberkrank und hat eine böse Frau.

Der Herzog schritt nachdenkend auf und ab; die Berichte paßten alle vollkommen. Er begann die Unterhaltung auf's Neue und wollte auf das Gebiet der Politik hinüberspielen, bemerkte aber bald, daß er hier leeres Stroh drasch, und daß der Wirth in Bezug auf Politik so unwissend war, wie die meisten Deutschen.

Am nächsten Morgen begab er sich in Henry's Wohnung. Er kam gerade, nachdem Daginski Helenen die oben erwähnte Mittheilung gemacht hatte. Die beklagenswerthe junge Frau, unfähig Henry entgegenzutreten, war hinausgeeilt, um wieder zu sich selbst zu kommen. Henry war nicht zu Hause, und der Herzog fragte nach Fräulein von Meyen. Man antwortete ihm, daß das Fräulein in ihrem Zimmer mit Componiren beschäftigt sei, daß man sie aber benachrichtigen wolle.

Der Herzog wurde in das Sprechzimmer geführt; es dauerte einige Zeit, ehe Jemand erschien, und er

ging in ziemlicher Spannung auf und ab. Er war begierig, das Wesen zu sehen, welches St. Felix so gänzlich hingerissen, daß die Verzweiflung über ihren Verlust ihn dazu vermocht hatte, sich gleichgültig einem Verbrechen zu leihen. Er hatte sich kein bestimmtes Bild von ihr machen können; soviel ist gewiß, daß er äußerst überrascht war, als er sie endlich eintreten sah. So wenig als irgend ein Andrer würde er geglaubt haben, daß dieses kleine, blasse, gebrechliche Wesen in Trauerkleidern einen Mann, wie St. Felix, auf immer fesseln könne. Er ging ihr etwas bestürzt entgegen — Fräulein Alexia von Meyen? fragte er. Alexia verneigte sich bejahend. — Ich bin St. Felix Vater! sagte er — ich komme von ihm. — Von St. Felix! rief Alexia, indem eine fliegende Röthe ihr Gesicht färbte. Ich komme, fuhr der Herzog fort, um Sie ihm zuzuführen, wenn Sie sich mir auf kurze Zeit anvertrauen wollen. — Gelobt sei Gott! rief Alexia, ich wußte wohl, daß er mich hier nicht verzweifeln lassen würde. — Der Herzog blickte Alexien unverwandt und forschend an, sie schien nicht darauf zu achten. St. Felix, sagte er, liebt Sie mit aller Kraft seiner Seele — sein Leben liegt in Ihrer Hand. — Wenn Sie es wissen, daß wir uns lieben, unterbrach Alexia, und es gut heißen, so wissen Sie auch, daß mir vor

allem Andern daran gelegen sein muß, zu erfahren, ob Sie ihn den Gefahren entzogen haben, in welche Sie ihn gestürzt! — Ich werde ihn retten und glücklich machen! erwiderte der Herzog, schon angezogen durch die klare Bestimmtheit, mit welcher Alexia sprach. Sie können nicht wieder gut machen, was geschehen ist! fuhr sie mit dem Tone leisen Vorwurfs fort, er hat um Ihretwillen sein Leben befleckt; wer wird ihm das Bewußtsein einer bösen That aus der Seele reißen können? — Der Herzog erröthete flüchtig und beugte sich ein wenig zu Alexien nieder. Mein Sohn wird mir verzeihen, wenn Sie es können! sagte er — fürchten brauchen Sie mich nicht, denn ich werde künftig keine Gewalt mehr über ihn haben. — Alexia schlug ihr großes Auge zu dem Herzoge mit einem Ausdrucke auf, welcher den letzteren einen Theil der Gewalt ahnen ließ, welche dieses Auge auszuüben im Stande sein müsse. Dann sagte er: Ich bleibe höchstens einige Tage in Wien; dann gehe ich nach Paris zurück und hoffe, daß Sie mich begleiten werden. Es würde gut sein, wenn Sie eben deßhalb gleich Ihre Sachen in mein Hotel bringen ließen und mir selbst dahin folgten; zwei Zimmer neben dem meinigen stehen für Sie bereit. Ich weiß nicht, wann ich abreise; es ist jedenfalls wünschenswerth, daß ich Sie jeden Augenblick

um mich habe. — Alexia nickte Gewährung. In wenigen Wochen, fuhr der Herzog fort, ist Alles beseitigt, was noch als Hinderniß zwischen Ihnen und Reginald steht; ich werde Sie als Tochter lieben und verehren. Alexia reichte dem Herzog die Hand mit einiger Ueberwindung und empfing von ihm einen Brief und ein Bildniß St. Felix's, welches sie stumm an die Lippen drückte; dann antwortete sie auf einige Fragen des Herzogs in Betreff ihrer Lebensweise bei Henry mit Unbefangenheit. Die Unterhaltung ward durch Henry's Ankunft unterbrochen, welchem der Herzog sich einfach als einen Abgesandten St. Felix's vorstellte. Ich komme, sagte er, um Ihnen Ihre Schülerin wieder zu entführen; die Verhältnisse haben sich so günstig gestaltet, daß Herr St. Felix sie selbst wird unterrichten können. Henry erblaßte bei diesen Worten. Nur der Gedanke, daß Fräulein von Meyen in Paris glücklicher sein wird, als sie hier zu sein schien, sagte er traurig, kann meine Betrübniß über das Aufhören dieses kaum begonnenen Verhältnisses mildern.

Der Herzog fragte darauf nach der Adresse der Unbekannten, welche so oft zu ihm gekommen sein sollte; Henry erwiderte, daß er nichts davon wisse, daß seine Frau aber eine Karte mit ihrer Adresse in Händen habe, welche er ihm sofort einhändigen wolle.

Alexia war fortgegangen; Henry ließ den Herzog während einiger Minuten allein und kehrte dann mit einer Karte zurück. Mrs. Smith! sagte er — irgend ein Mißverständniß muß hier obwalten — ich kannte nie eine Dame dieses Namens. Die Adresse ist hier vermerkt! — und er reichte dem Herzog die Karte.

Der Herzog sah die Adresse an und gab Henry die Karte zurück. Ich sehe leider, sagte er, die Hoffnung, eine Person wiederzufinden, an welcher mir viel gelegen, ist in Nichts zerfallen; auch ich kenne keine Mrs. Smith. — Nach diesen und einigen verbindlichen Abschiedsworten verließ der Herzog das Zimmer.

Kapitel VII.

A pena si può dir: questa fu rosa!
Corinne.

„Er ist gerettet!
Um welchen Preis er's ist, gleichviel!"
Schiller.

Nicht zweifelhaft, daß die geheimnißvolle Mrs. Smith mit der verschwundenen Herzogin von Winstoun eine und dieselbe Person sei, begab sich der Herzog von Amundeville in die auf der ihm von Henry gezeigten Karte bemerkte Wohnung. Er ließ durch den Portier sagen, daß er von Mr. Henry komme und mit Mrs. Smith nothwendig zu sprechen habe, und wurde in ein großes, saalähnliches, blaßgrün dekorirtes Gemach geführt, dessen hohe, kahle Wände und kalte Temperatur, so wie der Mangel an tausend zum Comfort des Lebens gehörigen Kleinigkeiten schon zu verkünden schienen, daß keine Glückliche es bewohne. Von einem unheimlichen Gefühl befallen, blieb der Herzog an der Thür stehen und heftete die Augen

auf eine gegenüberliegende, durch Gardinen verhängte Thür, durch welche, nach einer kurzen Pause der Erwartung, eine große, in schwarze Gewänder gehüllte Frau eintrat und sich schwankend verneigte. Der Herzog warf einen schnellen, forschenden Blick auf ihre feinen, vornehmen, von Gram und Krankheit verstörten Züge; er fürchtete kaum einen Irrthum — er mußte es darauf wagen, ob sie die Gesuchte sei oder nicht. Ich komme von St. Felix! sagte er, indem er die Blicke fest auf sie geheftet hielt.

Die Unglückliche zuckte zusammen und sank ohne einen Laut auf einen Sessel, während eine schauderhafte Veränderung über ihr Gesicht ging. Den Herzog ergriff eine Anwandlung von Mitleid; er näherte sich ihr und wiederholte: Ich komme von St. Felix — ich bin St. Felix's Vater.

Der Vater dieses Verräthers? murmelte Eleonore kaum hörbar, indem sie die Augen schloß. — Der Herzog trat ehrerbietig näher. — Mylady Herzogin von Winstoun! sagte er, ich bin gekommen, um Sie zu suchen und von Ihnen Verzeihung für mich und den Unglücklichen zu erflehen, welcher, krank und von Feinden verfolgt, Sie nicht aufsuchen konnte und durfte. Können Sie mir — können Sie ihm vergeben? —

Eleonore machte eine Bewegung, als ob sie den Herzog bitten wolle, zu schweigen; der Herzog fuhr fort: — Mein ist die Schuld; ich hätte diesen Schritt nicht veranlaßt, wenn ich vorher gewußt hätte, daß ich meinen Sohn zur Verzweiflung treiben und ein gutes und schönes Herz brechen würde. — Ich habe kein Recht an Ihre Verzeihung; aber er, der Sie liebte und dessen einziges Verbrechen war, daß er mich mehr noch als Sie lieben zu müssen glaubte — er könnte dieses Recht beanspruchen und würde es erkämpfen, wenn er hier wäre. Seien Sie großmüthig, Mylady — vergessen Sie, was vergangen ist. — Eleonore schlug die Augen auf, und ein halbes Lächeln flog über ihre farblosen Lippen, als sie den Herzog ansah, dessen Gesichtsausdruck eine Antwort herausforderte — die Entehrte — die Verrätherin hat nichts zu vergeben! murmelte sie — die Vergebung einer Verdammten zu erflehen, ist beinahe eine Thorheit. — Mylady, sagte der Herzog, was geschehen ist, läßt sich nicht wieder zurücknehmen; — werfen Sie eine nutzlose Reue weg; was hätten Sie denn zu fürchten? — Nichts — nichts! erwiderte Eleonore mit jenem starren Lächeln, welches sogar dem Herzog durch die Seele schnitt — ich habe, auf dieser Welt wenigstens, nichts zu fürchten. — Lassen Sie die künftige Welt bringen, was

sie mag! sagte der Herzog; für die gegenwärtige — hängt es nur von Ihnen ab, ob Sie und St. Felix gefährdet werden sollen. Sie haben sich durch Ihr Schweigen — durch Ihre unvorsichtige Flucht aus Venedig — durch tausend andere Dinge Ihrem Gemahl verdächtigt — Ihr Gemahl hat seinen Argwohn einem Freunde vertraut, der weder ihn noch Sie schonen zu brauchen glaubte. Ihr Gemahl war mehr zu tadeln, als Lord Clifford, dem das Wohl des Staates mehr, als das seines Freundes am Herzen lag. Leider trifft Sie bereits in der allgemeinen Meinung der stärkste Verdacht; aber noch ist es möglich, denselben niederzuschlagen, wenn Sie mir versprechen wollen, Ihren Gemahl so zu behandeln, wie ich es Ihnen vorschreiben werde. Ich will Ihnen einen Brief an Ihren Gemahl dictiren, der ihn auf ganz andere Gedanken bringen soll; er wird es bereuen, Sie compromittirt zu haben — er wird reuig, sobald er aus London loskommen kann, zu Ihren Füßen stürzen — — Was soll mir das? unterbrach Eleonore, glauben Sie, daß ich heucheln kann, oder daß ich mich dem Schicksal, welches ich verdient habe, durch List entziehen möchte? — Der Herzog von Winstoun, fuhr St. Felix's Vater fort, hat meinem Sohne ewige Rache geschworen. Wenn Sie ihn nicht rechtfertigen,

so droht ihm bleibende Gefahr! — Und wo ist er? — rief Eleonore mit krampfhafter Heftigkeit — wo haben Sie ihn? — ist er wenigstens für den Augenblick gesichert? — Er ist in Paris! erwiderte der Herzog, wollte Gott, er hätte diesen Ausruf gehört! — es würde seine Seele vor Verzweiflung bewahren, wenn er wüßte, daß Sie noch Theilnahme für ihn haben. Was soll ich thun? — sagte Eleonore matt, indem Thränen aus ihren erloschenen Augen stürzten — vergeben hab' ich ihm längst, und Ihnen vergeb' ich, weil Sie ihn lieben. Sagen Sie also, was Sie von mir wollen! — Vor allen Dingen das Versprechen, zu Ihrem Gemahl — zum Leben zurückzukehren; was Sie ferner zu thun und zu sagen haben, werde ich Ihnen, ehe wir uns trennen, haarklein aus einander setzen. Das ist zu spät! versetzte Eleonore schaudernd, mit dem Leben bin ich fertig. Von Schande und Leidenschaft habe ich mich nicht erdrücken lassen wollen — ich habe mich vergiftet! — Gerechte Vorsehung! rief der Herzog, indem er regungslos stehen blieb, nehmen Sie, um der ewigen Barmherzigkeit willen, dieses Wort zurück, mit welchem Gesicht soll ich St. Felix gegenübertreten, wenn Sie wahr gesprochen haben? — Sie sind ein Mann und werden schweigen können! versetzte Eleonore, Sie fühlen, daß St. Felix das nicht

wissen darf. Hülfe ist unnütz; dieses Gift, welches langsam, aber sicher, durch Aufreibung aller Kräfte tödtet, schleicht schon seit drei Wochen in meinen Adern. Es wird bald vorüber sein — ich werde einen schmerzlosen Tod sterben. — Das konnten Sie! murmelte der Herzog erschüttert, und wer durfte Ihnen dieses Gift geben? — Ich komme aus Italien! versetzte die Herzogin, dort versteht man sich auf Gift. Das Denken und Reden über diese Sache ist nutzlos; sterben würde ich wollen, selbst wenn noch Rettung möglich wäre. Was soll ich für St. Felix thun? — Sterben, sterben! wiederholte der Herzog, so jung, so schön und auf diese Weise sterben! — Ich hoffte, fuhr Eleonore fort, ihn noch ein einziges Mal zu sehen — er ist hier gewesen — ich habe ihn erkannt, und ich glaubte — — thörichte Hoffnung! — daß er vielleicht noch hier sei! Jener Clavierspieler Henry, den ich so oft vergebens zu sehen begehrt — der ein so stilles und geheimnißvolles Leben führt — ich weiß nicht, weßhalb ich mir einbildete, daß er St. Felix sei! — Er ist es nicht! erwiderte der Herzog mechanisch, während er, von einem plötzlichen, teuflischen Gedanken durchzuckt, die Herzogin starr anblickte — aber wenn es möglich wäre, auf ihn — ja, auf ihn den Verdacht zu lenken, welcher jetzt St. Felix tödtlich

zu werden droht — — Auf diesen Fremden? — unterbrach Eleonore — und wie denn und weßhalb? — Sie wissen nichts von der Wuth Ihres Gemahls und der englischen Regierung gegen mich und meinen Sohn! sagte der Herzog, indem er schnell überlegte, daß Eleonorens Tod all' seine kunstvollen Plane vernichtete. — St. Felix ist nicht sicher, sobald er den französischen Boden verläßt — sein Name ist durch einen Verdacht gebrandmarkt, der unauslöschlich ist, weil der geschehene Verrath nicht weggeleugnet werden kann, nun Sie ihn nicht mehr retten können; man müßte diesen Verdacht auf einen Andern übertragen! Dieser Henry ist Clavierspieler wie St. Felix — er hat Sie gekannt — ist übrigens menschenscheu und hypochondrisch — Motive genug zu einer Verwechselung. Mag es dem Publikum überlassen bleiben, sich in Vermuthungen darüber zu erschöpfen, auf welche Weise dieser Henry mit mir in Verbindung gestanden habe. — Ich verstehe Sie noch nicht vollkommen! sagte Eleonore — wie sollte man den Verdacht auf ihn lenken können? würde er denn nicht leugnen? — Das kann wohl sein! aber wenn einige Papiere von Ihnen — etwa ein Blatt aus Ihrem Tagebuche — oder auch ein Geständniß in aller Form, an ihren Gemahl gerichtet, Henry als den Mann nennte, an

den Sie die Geheimnisse des Herzogs von Winstoun verrathen — — Ich begreife Sie jetzt! murmelte die Unglückliche; aber fürchten Sie nicht die Strafen des Himmels, wenn Sie diesen Unschuldigen anklagen? — Ich liebe meinen Sohn mehr als die Seligkeit meiner Seele! versetzte der Herzog; gegenüber dem einzigen Wesen, welches mir theuer ist, verschwinden alle andern Rücksichten. — Auch ich, sagte Eleonore, auch ich liebte ihn mehr als meinen Gott und meine Ehre. Ich habe nichts mehr zu fürchten und ich kann thun, was Sie von mir verlangen. — Eleonore reichte dem Herzog eine große verschlossene Mappe, welche viele Papiere enthielt, und bat ihn, dieselben durchzusehen; es sei keines dabei, welches St. Felix compromittire. Der Herzog that es; dann suchte er Tinte und Federn und diktirte der Herzogin mehrere kurze, abgebrochene Schriftstücke, Tagebuchblätter, Notizen, angefangene Briefe, welche sie hastig und mit Anstrengung schrieb, ohne, wie es schien, viel über den Inhalt nachzudenken. Dieselben deuteten ein Einverständniß mit Henry an und machten denselben sowohl zu Eleonorens Liebhaber, als zum Depositair und Verräther ihrer Geheimnisse, und waren so kunstlos hingeworfen, daß es kaum als möglich angenommen werden konnte, daß der Inhalt erdichtet sei. Die Herzogin sank, nach-

dem sie wohl eine Stunde lang geschrieben hatte, kraftlos zusammen und bat den Herzog, am nächsten Tage wiederzukommen; sie habe wenigstens noch eine Woche zu leben und habe also Zeit, das Angefangene zu beenden. Der Herzog entfernte sich; in seinem Hotel angekommen, ließ seine Aufregung etwas nach und die Abscheulichkeit seines Verfahrens trat deutlich vor seine Seele; aber er nahm niemals etwas zurück, was er einmal gethan — auch nicht diese falschen Geständnisse gegen einen Unschuldigen, welche er einer Sterbenden abgedrungen. Er schrieb an Alexien in einem Billet, jedenfalls am nächsten Morgen in sein Hotel zu kommen, da er am nächstfolgenden Tage abreisen wolle, schloß eine bedeutende Summe an Mr. Henry ein und sandte den Brief fort. Am nächsten Morgen, nach einer schlaflosen Nacht, wiederholte er nur mit großer Ueberwindung seinen Besuch bei der Herzogin; er beendete schnell seine gräßlichen Diktate, mischte dieselben unter die übrigen Papiere, verschloß die Mappe und eilte fort. In seinem Hotel fand er Alexien; doch sagte ihm deren Dienerin, daß sie sich eingeschlossen und auf's Bett gelegt habe. Alexia hatte von Henry mit Empfindungen Abschied genommen, welche zu heftig und zu unklar waren, als daß sie dieselben hätte verstehen oder verbergen können; sie schloß mit ihrer Ver-

gangenheit ab und wünschte einen Tag der völligen Einsamkeit, um den letzten Schmerz und das letzte Gefühl, das nicht in ihre Zukunft gehörte, schnell und auf immer zu verkämpfen.

Kapitel VIII.

„Deine große Seele
Litt' diesen Frevel nicht. — Die meine ist
In Staub getreten."

Manuscript.

Es war Nacht; die Stadt und das Haus lagen in Schweigen begraben. Der Herzog von Amundeville schlief nicht. Die Kerzen waren herabgebrannt und verbreiteten einen röthlich düstern, flackernden Schein über das Gemach; der Herzog bemerkte nicht, daß sie allmälig erloschen. Die Augen starr auf einen Punkt geheftet, lehnte er in einem Armstuhle. Den bleichen Visionen zu entfliehen, welche ihn umirrten, stand er plötzlich auf und fuhr entsetzt wieder zurück, als er vor sich eine drohende Gestalt sich erheben sah. — Der Herzog von Amundeville zitterte zum ersten Mal in seinem Leben. — Er blickte ergrimmt gegen sich selbst, zum zweiten Male auf — die Gestalt stand noch vor ihm — es war sein eignes Spiegelbild. Er lächelte bitter. Er fühlte keine Reue — denn zurückgenommen haben würde er seine That

selbst in diesem Augenblicke nicht — aber er fühlte Gewissensbisse. Es ist ein gräßlicher Moment, wenn die Schlangen ein verhärtetes Gewissen anfallen.

Der Herzog mochte nicht allein sein; er stand auf — seine Tritte hallten in dem hohen Gemache wieder. Er wandte sich der Thür zu — öffnete sie und durchschritt ein zweites Zimmer bis zur gegenüberliegenden Thür. Er stand einen Augenblick lang still und horchte; es war kein Laut zu vernehmen. Hinter dieser Thür schlief Alexia; er öffnete leise und trat ein. Eine von der Decke herabhängende Lampe verbreitete einen trüben Schein über das Gemach; der Herzog trat geräuschlos vor und betrachtete lange und mit forschendem, unbeschreiblich intensivem Ausdruck St. Felix's schlafende Geliebte. Nur zur Hälfte entkleidet — in ein langes, faltiges Gewand gehüllt, lag Alexia auf ihrem Lager; sie schlief wirklich. Sie war der Wand zugekehrt; ihr abgewandtes Haupt ruhte auf ihrem linken Arme; ihre langen blonden Locken fielen in wüster Unordnung über ihr Gesicht und ihre Schultern; die rechte Hand ruhte unruhig zuckend auf dem Herzen. Der Herzog beugte sich über sie; in ihrer Linken sah er das Medaillon mit St. Felix's Portrait, welches er ihr am Tage zuvor gegeben; ihre Haare und ihre Wimpern waren naß; sie mußte weinend

eingeschlafen sein. — O Schicksal! — Schicksal! murmelte er — ist es denn nicht genug, die starken Bäume zu entwurzeln? — mußt du auch diese blassen Rosen entblättern, die keinen Widerstand dir entgegen zu setzen haben? — Es ist kein Liebreiz in dieser Gestalt! fuhr er fort, indem er ein wenig seitwärts von dem Lager trat, um sie besser in's Auge zu fassen — keine sinnliche Anmuth — kein jugendlicher Reiz — hier ist ein Zug von Bitterkeit — hier sind die Linien des Gedankens — das unruhige Zucken, der Verräther tiefer Leidenschaften — und Alles Intelligenz und Genie auf dieser großen Stirn. Und ob das Glück in diesem Herzen wohnen kann? So schlummert keine Glückliche! O Kind! fuhr er fort — indem er sich auf den Rand ihres Bettes setzte — Du beherrschest also St. Felix durch Deinen Geist! — die Tragik, welche aus Deinen jungen Zügen spricht — welche vielleicht in Deinem Schicksal liegt — die Vergeistigung Deines Wesens hat ihn bezaubert. — Ich wollte, Du wärst ein junges, heitres Wesen, unbekannt mit dem Leben — unbekannt mit Dir selber — unbekannt mit der Natur des Mannes, den Du liebst und dem Du angehören sollst. Wenn Du nur geistig lieben könntest — wenn Du es nicht vermöchtest, in süßer Selbstvergessenheit glücklich zu sein — wenn nur der Reiz der Intelligenz,

der geistreichen Phantasterei, des gegenseitigen Anstaunens Eurer Fähigkeiten und Charaktere Euch verbände — wahrlich, zu theuer hätten wir Dich mit so vielen Verbrechen erkauft. — In Gedanken verloren, blickte er vor sich hin. — Daß es so kommen mußte! murmelte er — daß dieses arme Glück nicht mit reinen Händen errungen werden konnte! — daß zwei junge und liebenswürdige Wesen die Sühnopfer für eine Sünde werden mußten, welche er nicht begangen hätte, wenn diese nicht gewesen wäre! — Daß ich um der einzigen Liebe meines Lebens willen meine Hände beflecken, daß ich eine schöne und edle Frau in den Tod jagen und einen Unschuldigen zum Verräther stempeln mußte! — Gleichviel, wenn er glücklich würde! — möchten alle Herzoginnen der Welt sich vergiften — möchten zehn Henry's verrathen werden, um seine Schuld zu büßen, wenn seinen Horizont keine Wolke mehr trüben sollte! — Was kümmerte mich das Alles, was kümmerten mich selbst die Vorwürfe meines Gewissens! ist er doch mein Sohn, welchem Alles zu opfern ich gern bereit wäre! — Ich weiß nicht, fuhr er fort, ob dort über uns Alles leer und taub ist, oder ob es einen Gott giebt, der sich um uns arme Menschenkinder und unsere wirr verschlungenen Bahnen kümmert. Aber wenn es einen giebt,

möge er mir nur die eine Bitte gewähren, daß er von diesen letzten Gräueln nichts erfahre! — Der Herzog erhob sich mit diesen Worten und schritt der Thür zu; an derselben angekommen, stand er still und wandte sich noch einmal um. Mit einem Schrei schmerzlicher Ueberraschung blieb er stehen; Alexia hatte sich aufgerichtet und blickte den Herzog mit der Unbeweglichkeit einer Marmorstatue an; ihre Augen allein sprühten die Flammen eines tödtlichen Entsetzens. Der Herzog näherte sich ihr nach kurzer Unschlüssigkeit. Verzeihung, Alexia! sagte er mit schwankender Stimme; vergeben Sie es dem Vater, wenn der Herzog von Amundeville die Sitte verletzt hat. — Er wollte gehen; aber Alexia sprang auf und faßte seinen Arm mit eiserner Kraft. Hier waltet ein Geheimniß ob! rief sie mit tiefer und durchdringender Stimme. Antworten Sie mir, Mylord von Amundeville, antworten Sie mir, beim Haupte St. Felix's! ob mich ein böser Traum geweckt, oder ob ich in diesem Augenblicke die Worte eines Lebenden vernommen habe! — Schlafen Sie, schlafen Sie, Alexia! sagte der Herzog abgewandt, indem er die Thür öffnete — Sie haben böse Träume und einen unruhigen Schlummer! geben Sie sich Mühe, recht ruhig zu werden — man kann nur glücklich sein, wenn man ruhig ist. — Geben Sie mir eine Antwort! rief

Alexia heftig. Wer hat sich vergiftet? — wen haben Sie verrathen? — wer soll für St. Felix's Vergehen büßen? Sie nannten eine Herzogin und einen Henry! fuhr sie fort, als der Herzog schwieg. Antwort, Antwort! ich lasse Sie nicht los, bis Sie nicht Alles sagen! — Nun gut! sagte der Herzog nach einer Pause fürchterlichen Kampfes, während welcher Alexia ihn krampfhaft festhielt und ihn unverwandt anblickte — der auf St. Felix lastende Verdacht wird auf Ihren jungen Lehrer Henry übergehen, welcher von der Herzogin von Winstoun, die sich vergiftet hat, in ihren Papieren als der vielbesprochene Verräther bezeichnet worden ist. Sie haben es wissen wollen — ich will sehen, ob Sie lieben können; denn wenn Sie lieben, so werden Sie schweigen. Glauben Sie mir, es hat nicht in meiner Absicht gelegen, Ihnen das zu entdecken. — Alexia taumelte zurück und sank ohne einen Laut rücklings auf das Bett nieder; der Herzog stürzte vor ihr auf die Kniee und suchte sie vergebens in's Leben zurückzurufen. Es dauerte eine Stunde, ehe sie die Augen wieder aufschlug; sie richtete sich starr auf; sie sah aus wie eine Todte, so daß der Herzog schaudernd die Augen schloß. Mit einer Bewegung des Abscheues sprang sie auf und durchschritt hastig das Zimmer; endlich blieb sie vor dem Herzog stehen.

Ist keine Zurücknahme möglich? hauchte sie kaum hörbar — keine dritte Alternative zwischen dem Untergange St. Felix's — und dieses Unschuldigen? — Keine! murmelte der Herzog — keine, Alexia! Mein sei die Schuld, mein die Verantwortung für alle ewigen und zeitlichen Folgen dieses Frevels! — lassen Sie uns keine Schwächlinge sein, wo es das Wohl eines geliebten Menschen gilt. Das Uebel ist geschehen — es ist nicht mehr zu ändern — St. Felix ist gerettet; und verloren ist er, wenn er, oder sonst Jemand erfährt, wodurch er gerettet worden ist — Sie werden — Sie müssen schweigen! — Alexia preßte die gefalteten Hände auf ihre geschlossenen Augen und verharrte in dieser Stellung; dann reichte sie plötzlich und hastig dem Herzog von Amundeville eine ihrer lilienweißen Hände. Ich werde schweigen! rief sie kurz und wild, obgleich mit leiser und klangloser Stimme. Mein Schicksal ward besiegelt, als die ersten Thränen dieses Menschen auf meiner Stirn brannten; sie weihten mich der finsteren Macht, welche mit ihm und seinem Leben ihr grausames Spiel treibt. Fürchten Sie nichts von mir — ich will Ihnen einen Schwur leisten, wenn Sie wollen; ich werde ihn zu halten wissen. Ich verlange keine andere Seligkeit mehr, als die, mit ihm seine Verdammniß theilen zu dürfen — ich habe mich selber aufgegeben!

Kapitel IX.

„Das Handeln, weißt Du, bleibt mir untersagt.
Es ziemt mir wohl, zu warten und zu hören."
Göthe.

In seinem Arbeitszimmer vor seinem Schreibpulte saß, mit gekreuzten Armen in einem Lehnstuhle ausgestreckt, Lord Nestleham. Er hatte zwei Stunden lang Audienzen gegeben und war ermattet; er wurde seit vierzehn Tagen von allen Seiten bestürmt. Seit es sich auf so eclatante Weise gezeigt hatte, daß Vortrefflichkeit der Gesinnung allein nicht hinreichend sei, um jeden gewünschten Erfolg zu erzielen, fing die Presse, sowie eine starke Partei im Parlamente an zu wittern, daß Lord Nestleham ein Mann sei, dessen außerordentlichen Fähigkeiten man bis jetzt noch kein ihnen entsprechendes Feld angewiesen habe. Diese in wenigen Tagen über alle Begriffe oft wiederholte Behauptung drang sehr schnell in die Massen, ohne daß Lord Nestleham es zu bemerken schien; Seine Herrlichkeit verhielt sich ganz still. Indessen begegnete er

Jedem, der mit ihm persönlich in Berührung kam, mit aufopfernder Freundlichkeit und lächelte, wie man über ein Kindermährchen lächelt, wenn seine Freunde ihm verstohlen zuflüsterten, daß er etwas von der Morgenröthe um sich habe, welche den Aufgang einer neuen Sonne verkünde.

Lord Nestleham verhielt sich still, weil er es thun zu müssen glaubte. Denn freilich war der Zeitpunkt gekommen, welcher den Vernachlässigten zu den kühnsten Hoffnungen berechtigen konnte. Jetzt oder nie! — so hieß es für ihn. Die Niederlage des Herzogs von Winstoun war mehr als irgend etwas geeignet, die Vorzüge eines Mannes, wie er, deutlich in die Augen springen zu lassen; was hatte Lord Nestleham in seinem ganzen Leben wohl mehr entzückt, als diese Niederlage! — Aber er war ein weiser Mann. Er genoß seines Triumphes im Stillen, legte seine Maschinerieen heimlich und leise zurecht, um sie im geeigneten Augenblick spielen zu lassen, las in Andrer Gegenwart keinen Zeitungsartikel, der ihn als „rising man" bezeichnete, und ärgerte sich über nichts mehr, als die gelegentlichen Indiscretionen seiner Freunde.

Bei all' dem war Mylord Nestleham sehr nachdenklich, sehr besorgt; und seine Beklommenheit nahm in dem Maße zu, wie die Anspielungen zu seinen

Gunsten sich mehrten und häuften. Die gewissenlosesten Menschen werden ängstlich, sobald sie etwas zu gewinnen oder zu verlieren haben; und Lord Nestleham gehörte noch nicht einmal zu den Gewissenlosesten. Seine Verbindungen mit dem Herzog von Amundeville, obgleich noch immer lose und locker, waren im Grunde nichts Anderes als Hochverrath, und er zitterte bei dem Gedanken an die Möglichkeit einer Entdeckung, seit er einsah, daß er vielleicht auf ehrlichem Wege dazu kommen könne, auf dem Gebiete des englischen Staatslebens eine große Rolle zu spielen.

Was sollte er thun? Den Liberalen spielen, bis er die Macht in Händen hätte, um alsdann die Maske fallen zu lassen? — Er wußte wohl, daß ein solches Verfahren in England schlechterdings nicht durchzusetzen ist. — Den Herzog von Amundeville im Stiche lassen? — Wie leicht konnte der Herzog, um sich an ihm zu rächen, ihn entlarven! Seine Ueberzeugung — wenn von einer solchen bei ihm noch die Rede sein konnte — offen bekennen und zur *Aussöhnung mit* der Politik des Herzogs rathen? — *Neue zahllose* Bedenken! — neue, fast unüberwindliche Schwierigkeiten! — Zudem sprachen einige Pariser Blätter gerüchtsweise davon, daß, da Ludwig Philipp seine Einwilligung zu den vom Herzog projectirten, ungeheuren

Rüstungen verweigert habe, es also den Anschein habe, als ob ihm nichts an der Wiedererlangung des verlornen Einflusses in den orientalischen Angelegenheiten gelegen sei, der Herzog von Amundeville beschlossen habe, sich, wie er schon einmal gethan, gänzlich von der Politik zurückzuziehen, um abzuwarten, wie lange man ohne ihn fertig werden könne. Indessen wußte Niemand besser als Lord Nestleham, daß eine solche Verdunkelung des größten politischen Gestirns nicht lange dauern, und daß der Herzog Maßregeln nehmen würde, welche ihm, beim Wiedererscheinen auf dem Gebiete der Politik, möglich machen würden, Alles zu wagen.

Lord Nestleham wußte also für den Augenblick nichts Besseres zu thun, als sein Studium darauf zu legen, nach allen Seiten hin Aergerniß zu vermeiden; und er war gerade der Mann, wo es galt zu schmeicheln, zu laviren und zu übertünchen. Gegen den Herzog von Winstoun benahm er sich mit einer Liebenswürdigkeit, welche um so vortheilhafter gegen die rauhe Schonungslosigkeit Lord Clifford's abstach, je mehr er früher, wie Jedermann wußte, dem Herzog von Winstoun verfeindet gewesen war. Wer schüchtern zu sagen wagte, daß es sehr leicht sei, sich gegen einen unterliegenden Gegner großmüthig zu beweisen, wurde

auf die nachdrücklichste Weise zur Ruhe verwiesen. Lord Nestleham sah sich plötzlich, er wußte selbst nicht wie, auf die höchste Höhe des allgemeinen Wohlwollens gehoben, und seine Soireen glichen einer Cour, bei der jeder glücklich war, ein freundliches Wort von seinen Lippen zu erhaschen.

Es war unter diesen günstigen Auspicien — noch waren die Untersuchungen und Verhandlungen in der Winstoun'schen Angelegenheit nicht beendet — als Lord Teevendale dem populär gewordenen Manne eine Mittheilung machte, welche denselben auf's Aeußerste bestürzte. Die Häuser Miller und Derby, von denen Lord Fitzgerald vor etwa achtzehn Monaten die bewußten Wechsel auf Pariser Banquierhäuser bezogen, verlangten ihre Vorschüsse mit den Interessen zurück, und hatten sich deßhalb, namentlich auch um Aufschluß über das räthselhafte Verschwinden Lord Fitzgerald's und seines Neffen zu erhalten, an Lord Teevendale gewandt, welcher schon seit längerer Zeit derselben Sache wegen auf's Aeußerste verstimmt und beunruhigt war.

Nun liebte Lord Teevendale zwar Lord Nestleham nicht; dennoch war dieser stets der erste, zu dem er seine Zuflucht nahm, wenn er sich in einer Sache nicht zu helfen wußte, und so machte er ihn auch jetzt zum

Vertrauten seiner Noth. Lord Nestleham war betreten, faßte sich aber bald, und versprach Teevendale mit der heitersten Miene von der Welt, die Sache ganz auf sich zu nehmen.

Daß Lord Fitzgerald ihn hintergangen, wußte er längst; derselbe konnte auch den Viscount Arlington, oder dieser konnte wie sein Vater betrogen haben. Die Hauptsache war für Lord Nestleham, daß nichts davon zu Tage kam. Wie gräßlich konnte er durch eine Untersuchung auf diesem Felde compromittirt werden! — Lord Fitzgerald, so wie sein Neffe durften um keinen Preis verdächtigt werden, und wenn er es mit den größten Opfern hätte erkaufen müssen. Er sprach also insgeheim mit dem Banquier Miller — erklärte ihm das Unpassende eines Verdachtes gegen Männer, wie die bewußten Herren, redete ihm, wie man zu sagen pflegt, das Blaue vom Himmel herunter und krönte endlich sein Werk dadurch, daß er für die in Frage stehenden Summen gutsagte, wodurch er sowohl ihn wie Mr. Derby u. Comp. — für den Augenblick beschwichtigte. Indessen bat er Lord Teevendale, doch, wo möglich, in Betreff des jungen Viscount Arlington einige Versuche anzustellen, ihn aufzufinden; es sei grausam, fügte er lächelnd hinzu, daß die schöne Viscountesse Helene, aus Furcht vor seinem Zorne,

noch immer in einer selbstauferlegten Verbannung schmachten müsse.

So standen die Sachen, als eine Depesche des englischen Gesandten in Wien eintraf, welche alle Vermuthungen in Bezug auf die Winstoun'sche Angelegenheit zur klarsten Gewißheit umzuwandeln versprach. Mit den Papieren der Herzogin von Winstoun erhielt der Herzog die Nachricht von ihrem Tode und somit einen Schlag, der ihn gegen alles Uebrige gleichgültig machte. Er hatte bis dahin, indem er die heftigste Reue darüber empfand, einen Verdacht in Bezug auf seine Gemahlin ausgesprochen zu haben, nur zum Schein Schritte gethan, um sie aufzufinden, und sich vorgenommen, England zu verlassen und sie zu suchen, sobald die ganze Sache in's Klare gebracht sein würde. Jetzt war sie todt — es war kein Zweifel mehr — ihre Papiere bestätigten alle bis dahin gehegten Vermuthungen, nur mit dem Unterschiede, daß sie nicht St. Felix — sondern einen anderen Clavierspieler, Namens Henry, als den Verräther bezeichneten, welchen man suchte. — Nachdem die Herzogin in Wien gestorben, war die Sache, weil Niemand etwas über die Fremde zu sagen wußte, vor die englische Gesandtschaft gebracht worden. Der englische Gesandte hatte sich in Person in das Sterbehaus begeben — er hatte die

Leiche gesehen und die Herzogin erkannt. Erschüttert — froh, sich nicht weiter in die Sache mischen zu brauchen, hatte er die Leiche einstweilen beisetzen lassen, den Fall nach London berichtet und ihre Papiere ungelesen dem Herzog von Winstoun übersandt.

Man hatte Mitleid mit dem Schmerz des Herzogs und Sympathie mit dem Rachegefühl, welches auf einen Augenblick in der Brust des Schwergekränkten aufloderte. Man ertheilte ihm die gewünschte Erlaubniß, nach Wien zu gehen, den Verräther gefangen zu nehmen und die Reste der Unglücklichen, welche man mehr beklagte, als verdammte, nach England hinüberschaffen zu dürfen; und der Herzog von Winstoun reis'te nach Deutschland ab.

Kapitel X.

„Sie meine Schwester?
So sei der Tag verflucht, der mich geboren!"
Schiller.

Helene war nach der Betäubung, in welche Daginski's sinnverwirrende Nachricht sie versetzt hatte, erst durch Aleriens Abreise wieder zum Bewußtsein gebracht worden, und unfähig, den Mann, den sie so grenzenlos geliebt, jetzt ohne die grenzenloseste Verzweiflung zu betrachten, raffte sie sich allmählig und mit Anstrengung aus ihrer Lethargie empor, um einen Entschluß zu fassen. Wenn das, was Daginski ihr gesagt, wahr sein konnte, so hatte sie keine Wahl mehr. Sie dachte nicht an Selbstmord; aber eine Katholikin kann, indem sie in ein Kloster geht, auch lebend sterben.

Sie wollte ihre Mutter, mit welcher sie nach jener letzten Unterredung allen Verkehr abgebrochen hatte, in Paris aufsuchen, um sie zu einer Erklärung über die Verhältnisse zu zwingen; aber ihr fehlte die Kraft dazu. Kurze Zeit, nachdem sie Wien unter irgend

einem glaublichen Vorwande verlassen, erhielt Daginski einen Brief von ihr, worin sie ihm meldete, daß sie einstweilen in einem Kloster Zuflucht gesucht und gefunden habe, und worin sie ihn beschwor, nach Paris zu ihrer Mutter zu reisen und in ihrem Namen von ihr die Aufklärung zu fordern, welche sie selbst zu holen nicht fähig sei.

Der arme Daginski wäre gern nach Paris gegangen, wenn er nicht angestanden hätte, seinen jungen, liebenswürdigen Freund Henry zu verlassen, welcher das Bedürfniß der Zerstreuung mehr empfand, als er selbst wußte und glaubte. Welche Wohlthat würde in diesen trüben Tagen der muntere Geist eines Parker, oder die graziöse Leichtfertigkeit eines Lord Teevendale gewesen sein! Daginski verstand es nicht, Henry zu zerstreuen, indessen war er doch ein Gesellschafter und fühlte, daß er in gewissem Maße unentbehrlich war, weßhalb er sich denn nicht sogleich entschließen konnte, Helenens Bitten Folge zu leisten.

Während Daginski sich noch nicht entschieden hatte, was zu thun sei, erhielt er einen Brief von seinem Oheim, welcher ihn gleichfalls bat, nach Paris zu gehen, um dort zu studiren und an die Ausführung jener Magdalena zu gehen, welche der junge Prinz von E. bestellt hatte. Er blieb in Folge dessen einen

ganzen Nachmittag lang in seiner eignen Wohnung; Henry seinerseits setzte sich an's Clavier und spielte, bis der Ton der Hausklingel ihn aus seinen Phantasieen riß. Seit Helene fort war, wurde der Zugang zu Henry nicht mehr erschwert; der kleine Portier öffnete unbedenklich. Henry glaubte, der Ankommende sei Daginski, und verließ das Clavier, um denselben willkommen zu heißen, war aber etwas bestürzt, als er, in seinem Sprachzimmer angelangt, sich einem Fremden gegenüber befand, der sich ihm als Herr von Meyen vorstellte. Henry erschrak — er wußte selbst kaum weßhalb. Herr von Meyen nahm die ruhigste Miene an, deren er fähig war, konnte aber, trotz aller Mühe, eine ziemlich heftige Bewegung nicht verbergen, als er endlich nach mehreren Phrasen, durch welche er das Terrain prüfen wollte, mit der Frage nach seiner Tochter zum Vorschein kam.

Wir sind einander fremd, Sir! erwiderte Henry mit mehr Besonnenheit, als man hätte voraussetzen können; ich weiß nicht, ob ich überall dazu befugt bin, über eine dritte Person mit Ihnen zu sprechen. Wie kommen Sie dazu, Ihre Tochter bei mir zu suchen?

Mir meldete vor kurzer Zeit mein Arzt und Freund, den ich nach Italien zu meiner Familie geschickt hatte, daß meine Frau todt, meine Tochter verschwunden sei! —

versetzte Herr von Meyen, indem er mit einem Anflug von Düsterheit auf seinen mit Crêpe umwundenen Arm blickte. Auf das Letztere war ich nicht vorbereitet. Zugleich kam mir von einer andern Seite gerüchtweise zu, daß meine Tochter in Wien in dem Hause eines englischen Virtuosen lebe. Ich bin aus Paris hierher geeilt, um mich von der Wahrheit dieses Gerüchts zu überzeugen.

Ich habe, versetzte Henry, keinen Grund zu leugnen, daß Fräulein von Meyen in meinem Hause gewesen ist. Sie war indessen auf so kurze Zeit hier, daß ich kaum begreife, wie sich die Nachricht davon schon so weit hat verbreiten können. Sie wollte Unterricht bei mir nehmen, verließ aber mein Haus, als wir denselben kaum begonnen hatten.

Herr von Meyen blickte den Sprecher mit einer ungläubigen Miene und leichtem Achselzucken an, und sein Schweigen, sein Ausdruck, die wunderliche Verlegenheit seines Betragens verriethen, daß er sich offenbar scheute, etwas von seiner Tochter zu erfahren, und doch etwas von ihr erfahren wollte. Er drehte sich einige Male unruhig in seinem Armstuhle hin und her; endlich schien er einen Entschluß zu fassen. Ich weiß nicht, begann er, ohne Henry anzublicken, wie ich zu Ihnen reden soll, ohne einem von uns —

vielleicht beiden zugleich — zu nahe zu treten — indessen muß ich dringend um Aufklärung bitten. Meine Tochter ist, nachdem ihre Mutter gestorben, allein in die Welt gegangen, ohne an Vater und Schwester zu denken; ich habe das Schlimmste zu befürchten. Es wird mir schwer, mit Ihnen darüber zu sprechen; seien Sie wenigstens aufrichtig und sagen Sie mir, was aus Alexien geworden. Ich will Sie nicht beschuldigen; Alexia allein — ich selbst vielleicht bin zu tadeln.

Ich weiß, versetzte Henry, dem die Unterredung peinlich zu werden begann, von Fräulein von Meyen nichts weiter, als daß sie in jeder Beziehung untadelhaft war. Ihren jetzigen Aufenthalt, ihre Verhältnisse kenne ich nicht; ein ältlicher Mann, ein Engländer kam vor nicht vierzehn Tagen hierher, um sie — ich weiß nicht wohin, zu geleiten. Sie wollte sich zur Virtuosin ausbilden und war bereits eine solche; sie wird als Künstlerin eine glänzende Zukunft haben.

Ich bitte Sie, sprechen Sie davon nicht! unterbrach Herr von Meyen mit einem hochmüthigen Zurückwerfen des Kopfes. Lebte sie hier unter ihrem — unter meinem Namen?

Gewiß! versetzte Henry etwas verwundert, warum sollte sie nicht?

Herr von Meyen unterdrückte eine Regung wüthen-

der Ungeduld über die Gelassenheit des Engländers, welcher, wie er meinte, entweder ein Dummkopf oder ein Heuchler war.

Was sollte Henry aus diesem Vater machen? Der Liebeshandel des Herrn von Meyen mit der Fürstin Jaraczewska war eine ziemlich bekannte Sache — Henry wußte etwas davon. Er hatte nicht viel Ursache, den Herrn von Meyen, namentlich nach Allem, was ihm Daginski über denselben mitgetheilt hatte, zu achten, und wünschte ihn, je früher je besser, loszuwerden. Wohin Alexia gegangen war, wußte er wirklich nicht; er hätte St. Felix nennen können, aber das dunkle Bewußtsein der Möglichkeit, daß er ein Unheil dadurch anrichten, und daß dieser gewissenlose Vater unmöglich zu Alexiens Wohlfahrt beitragen könne, hielt ihn davon zurück.

Der Herr von Meyen seinerseits war in keiner beneidenswerthen Lage. Durch einen Brief d'Estrées' hatte er von dem Tode seiner Frau und dem Verschwinden seiner Tochter gehört; durch Fanny war ihm zu derselben Zeit das Gerücht zugekommen, daß Alexia in Wien, im Hause eines jungen Virtuosen aus England lebe, um Kunststudien zu machen. Obgleich er Alexien nicht im Geringsten liebte, so lag ihm natürlich Alles am Herzen, was

ihr in ihrer Eigenschaft als Fräulein von Meyen begegnete. Voll Angst und Wuth war er augenblicklich aus Paris, wo ihn Romana trotz des traurigen, ihren Sohn betreffenden Geständnisses bis jetzt gefesselt hatte, abgereis't, um, im Augenblicke seiner Ankunft in Wien noch ganz betäubt von den Anstrengungen der schnellen Reise und bestürmt von den verschiedenartigsten Empfindungen, zu Henry, als dem einzigen namhaften Virtuosen Wien's, zu eilen. Er hatte fest beschlossen, Alexien vermöge seiner väterlichen Autorität ihrem jetzigen Leben und Streben zu entführen. Seine Verlegenheit und Bestürzung, als er erfuhr, daß sie spurlos aus Wien verschwunden sei, kannte natürlich keine Grenzen und war um so eher zu entschuldigen, je lauter die vorwurfsvolle Stimme seines Gewissens in die Sache hineinredete — eine Stimme, welche Herr von Meyen, um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, nicht durch entschuldigende Sophistereien zu übertäuben strebte.

In dieser Gemüthsverfassung wollte er, nachdem er noch mehrere vergebliche Fragen an Henry gerichtet hatte, sich von demselben verabschieden, als der Ton der Hausklingel einen neuen Besuch ankündigte. Man hörte im Vorzimmer einen kurzen, lebhaften Stimmenwechsel; dann öffnete sich die Thür, und ein Fremder trat, ohne sich anmelden zu lassen, ziemlich hastig ein.

Er stutzte, als er den Herrn von Meyen erblickte, reichte ihm die Hand und wandte sich dann zu Henry. Verzeihen Sie, Sir, sagte er, daß ich so ohne Weiteres in ihr Haus dringe, aber ich wollte wirklich nicht Gefahr laufen, abgewiesen zu werden. Lieber Meyen, fügte er dann, zu diesem gewandt, hinzu — welch' glückliches Zusammentreffen!

Wie kommen Sie hierher, d'Estrées? rief Meyen überrascht — welchem Zufall danke ich dies Begegnen?

Sie wissen, erwiderte der Arzt, daß ich, nachdem ich das traurige Ereigniß erfahren, auf welches wir freilich vorbereitet waren, nach Triest ging, um dort einige Freunde aufzusuchen. Ich schrieb von da aus an die Gräfin Manburg, um sie noch um einige Details in Bezug auf die letzten Tage ihrer Frau Gemahlin zu ersuchen, da ich ja in Venedig die ganze Sache überhaupt nur zufällig erfuhr, also auch nichts Genaueres darüber wissen konnte. In der Antwort der Gräfin, welche ich bald darauf erhielt, stand unter Anderm dasselbe, was Sie wahrscheinlich von ihr erfahren haben: daß nämlich Alexia in Wien im Hause eines jungen Virtuosen lebe. Ich eile her, um mich von der Wahrheit dieses Gerüchts zu überzeugen — ich komme in unserm Hotel an und erfahre dort, daß auch Sie hier und eben ausgegangen sind, um

Mr. Henry und Ihre Tochter aufzusuchen. Und nun — wo ist Aleria?

Sie ist hier gewesen und nicht mehr hier! versetzte Herr von Meyen sehr geschlagen.

Nicht mehr hier? — ist es möglich? rief d'Estrées, indem er sich zu Henry wandte. Dieser war in seinen Armsessel gesunken und schien mit ziemlicher Theilnahmlosigkeit dem Gespräch der beiden sich so lebhaft Unterhaltenden zuzuhören. Ich habe, sagte er auf d'Estrées' Frage, dem Herrn von Meyen über diesen Punkt bereits meine Erklärungen gegeben.

D'Estrées war so bestürzt als Meyen. Ohne an den Ort zu denken, an welchem sie sich befanden, blickten sie sich rathlos und schweigend an. Sie sehen, d'Estrées, sagte Meyen endlich, was die Früchte jener Kunstschwärmereien sind, welche Sie so oft vertheidigt haben. Ich habe in der That merkwürdiges Unglück mit meinen Kindern; ich habe nichts zu thun, als dieselben durch die ganze Welt suchend zu verfolgen.

Aber, entgegnete d'Estrées, man muß wenigstens eine Idee von dem „wo" haben, wenn man Jemanden suchen will. Es muß doch aber auch eine Spur zurückgeblieben sein, welche uns über Aleriens Schicksal aufklären könnte.

Und dann, nahm Meyen wieder das Wort — dann

erwartet mich die Fürstin natürlich in Paris — sie hat mir versprochen, mit mir gemeinschaftlich neue Nachforschungen darüber anzustellen, ob dieser verschwundene Viscount Arlington wirklich ihr Sohn ist — sie muß es fast glauben, und ich glaube es mit ihr. Das drückt uns nieder!

O, erwiderte d'Estrées, es ist leider so gut wie gewiß. Ich habe Ihnen, dünkt mich, früher erzählt, daß ich die Amme des Viscount Arlington gekannt habe. Leider ist sie todt. Aber ihr Schwager, der Maler Daginski aus Berlin, den ich in Wien sprach, ehe ich nach Venedig ging, hat unsere traurige Voraussetzung bestätigt. Auch er, der durch Marien natürlich von Allem unterrichtet war, wußte, daß der Viscount Arlington ein untergeschobenes Kind der Fürstin sei.

Meyen wollte etwas erwidern, ward aber durch Henry unterbrochen, welcher die Worte d'Estrées' verstanden hatte und einen Augenblick lang völlig unfähig gewesen war, eine Bewegung zu machen oder einen Laut hervorzubringen. Sie sagten — was? — vom Viscount Arlington? fragte er mit einer Stimme, welche von dem Uebermaß innerer Bewegung erstickt wurde.

D'Estrées blickte den Frager etwas betroffen an; er sowohl wie Meyen sah ein, daß der Ort zu ver-

traulichen Mittheilungen höchst unpassend gewählt war. Beide hatten sich von dem Gegenstande fortreißen lassen und die Gegenwart eines Dritten, der, ihrer Meinung nach, kaum verstehen konnte, wovon die Rede sei, nicht beachtet. Meyen wollte seinen Freund ohne Weiteres aus dem Zimmer herausziehen, aber d'Estrées, besonnener als Meyen, richtete die Frage an Henry, ob er irgend ein Interesse an dem Viscount Arlington habe — ob er ihn kenne?

Ich kannte ihn! murmelte Henry, indem er sich zu fassen suchte — ich kannte ihn —

D'Estrées richtete auf Henry einen langen und forschenden Blick, unter welchem die Augen des jungen Mannes zu Boden sanken — denn er wußte, was d'Estrées dachte. Der Arzt faßte indessen schnell seinen Entschluß. Er verneigte sich mit vieler Artigkeit gegen Henry, als ob nicht das Geringste vorgefallen wäre, zog den Herrn von Meyen aus dem Zimmer und begab sich mit demselben in's Hotel zurück.

D'Estrées zweifelte keinen Augenblick lang an der Wahrheit dessen, was ihm der ältere Daginski bestätigt hatte — nämlich der Identität des Viscount Arlington und des Sohnes der Fürstin Jaraczewska. Das Hin- und Herreden von einer spätern Vertauschung — das unaufhörliche Grübeln und Suchen

schien ihm so thöricht und nutzlos, daß er Alles um einen positiven Beweis gegeben hätte. Er hatte Freundschaft genug für Meyen und Pietät genug gegen dessen verstorbene Gattin, um die Auflösung seines Verhältnisses zur Fürstin sehnlich zu wünschen; und da er die Hoffnung auf die Wiedererlangung seines Sohnes für dasjenige Band hielt, welches Meyen am stärksten an Romana fesselte, so lag ihm vor Allem daran, diese Hoffnung zu vernichten, oder doch nur unter solchen Umständen erfüllt zu sehen, die es seinem Freunde unmöglich machten, den lange Gesuchten vor der Welt als Sohn und Namenserben anzuerkennen.

In diesem Sinne hütete sich d'Estrées weislich, dem Herrn von Meyen den Gedanken zu äußern, welcher ihn so eben beim Anblick von Henry's seltsamer Erregung durchzuckt hatte: daß nämlich dieser selbst der verschwundene Viscount Arlington sein könne, an dessen Schicksal er so lebhaften Antheil zu nehmen schien. Er sah nicht ein, was aus dieser Entdeckung hervorgehen könne, als höchstens neue Verwirrung und neues Unglück.

Er beredete also den Herrn von Meyen, sofort nach dem Gute des Grafen von Manburg abzureisen, nachdem er einen die Sache betreffenden Bericht an eine Wiener Behörde eingesandt haben würde, in Folge

dessen er Alerien wieder erlangen mußte, wenn sie, trotz Henry's Aussage, noch in Wien weile. Es würde gut sein, meinte er, bei Fanny erst die Resultate dieses Verfahrens abzuwarten; dann wolle man, im Fall dasselbe erfolglos bleiben sollte, nach Berlin gehen, um erstens weitere Maßregeln zur Wiederauffindung Aleriens zu treffen, zweitens aber den alten Daginski aufzusuchen und mit Hülfe desselben definitiv festzustellen, was man von der Person des Viscount Arlington zu halten habe und was nicht. Es sei ganz unwahrscheinlich, meinte d'Estrées, daß Marie Glimmer, die Amme des Kindes der Fürstin, und, wie das vielbesprochene Billet Marianens bewies, die Vertraute Lord Fitzgerald's und die in alle Geheimnisse Eingeweihte, nicht irgend etwas, vielleicht einige Papiere hinterlassen habe, durch die sich Alles aufklären würde. D'Estrées redete dem Herrn von Meyen so lange vor, daß Daginski den Schlüssel zu dem Geheimniß haben müsse, daß dieser es zuletzt zu glauben anfing. Es entging dem Arzte dabei nicht, daß seinen Freund in Bezug auf Romana nicht mehr die alte Glut beseelte, daß dieselbe vielmehr in einer allgemeinen Mißstimmung unterzugehen anfing, welche eine Beimischung von Reue hatte. Erfreut darüber, beschloß d'Estrées, seinen Freund um jeden Preis von den unwürdigen

Fesseln loszumachen, welche bereits anfingen, ihn zu drücken, und benutzte den Augenblick, um sich eine Gewalt über Meyen anzumaßen, welche derselbe nicht jederzeit ertragen haben würde. Nachdem er den Bericht an die Behörde aufgesetzt und abgeliefert hatte, setzte er die Dienerschaft des Hotels in Bewegung, ließ Extrapost bestellen, brachte das Gepäck in Ordnung und verließ mit Herrn von Meyen, noch ehe derselbe zur Besinnung gekommen war, die österreichische Hauptstadt. Mittlerweile war Henry allein geblieben. Er hatte die Worte d'Estrées' und Meyen's vollkommen verstanden — er erklärte sich Alles; das Motiv des Eides, den Romana von Helenen gefordert hatte, war somit enthüllt. Henry war ein Mensch, der nicht leicht Schlußfolgerungen zog und dem in den Ereignissen des Lebens wenig Zusammenhang zu sein schien. Diesmal schob sich vor seinem geistigen Auge, ohne daß er seine Gedanken dazu anzustrengen brauchte, ein Glied der Kette seines Schicksals in das andere, und ohne sie sehen zu wollen, diese Kette, sah er sie und fühlte, wie sie seine Seele zur Verzweiflung schleifte. Er blieb den Abend über allein — welch' eine Einsamkeit!

Kapitel XI.

„Wer das erleidet,
Was ich erleide und im Busen fühle,
Giebt keinem Irdischen mehr Rechenschaft."
Schiller.

Am nächsten Morgen kam Daginski und fand seinen jungen Freund in einem solchen Zustande der Zerrüttung, daß er nicht wußte, wie er demselben abhelfen, noch welcher Ursache er ihn zuschreiben sollte. Henry antwortete auf keine Frage und verweigerte, als Daginski einen Arzt rief, eigensinnig jede Hülfe und jeden Trost. Trotz der Angst, mit welcher Daginski Helenen weggetrieben hatte, sehnte er sich nach ihr in dieser Rathlosigkeit. Er hatte ihr am Tage zuvor geschrieben, daß er Henry nicht allein lassen könne und daß er erst für diesen auf irgend eine Weise sorgen müsse, ehe er ihren Wunsch zu erfüllen im Stande sei. Jetzt war er vollends in Verzweiflung. Er befand sich mit Henry in einer dieser Situationen, in denen jede Veränderung, ja selbst der böseste Zufall noch eine Wohlthat ist.

So war es denn im Grunde genommen als ein Glück zu betrachten, daß am nächstfolgenden Tage die Einsamkeit der beiden Beklagenswerthen durch die Ankunft mehrerer Fremden unterbrochen wurde. Daginski, welcher den Ton der Hausschelle hörte, wollte hinausgehen, um den Portier an die Pflicht, Jeden zurückzuweisen, der nicht die Gründe seines Kommens nannte, zu erinnern; aber es war bereits zu spät. Die Thür öffnete sich, und ein kleiner, in tiefe Trauer gekleideter, vornehm aussehender Mann, dessen Gesicht von Gram frühzeitig und plötzlich gefurcht war, trat, gefolgt von mehreren Andern, in's Zimmer. Er blieb einen Augenblick lang an der Thür stehen; Henry lag in seinem Armsessel ausgestreckt und schien zu schlummern; Daginski trat dem Fremden entgegen und wies unwillkürlich und mit halb unwilliger, halb mitleidfordernder Miene auf den Kranken.

Der Herzog von Winstoun — denn er war es — verstand diese Bewegung falsch. Todt? — rief er in englischer Sprache, indem er einen flüchtigen Blick auf den regungslos Schlafenden warf.

Was haben Sie hier zu suchen, Sir? — antwortete der Maler in derselben Sprache, was wollen Sie? — dieser Mann ist krank.

Ich suche den Pianisten Henry! entgegnete der

Herzog mit fester, aber tonloser Stimme, wer von Ihnen führt diesen Namen? — Ich bin der Herzog von Winstoun, der Pianist Henry wird wissen, daß er mir Rede stehen muß.

Der Pianist Henry, erwiderte Daginski, kennt keinen Herzog von Winstoun; gehen Sie, Mylord, — stören Sie die kurze Ruhe eines Kranken nicht.

Der Herzog schwieg einen Augenblick, und sagte dann, indem er vorschritt: Ich habe nichts mit Ihnen zu reden, wenn jener Mann der Pianist Henry ist. Krank oder nicht — gleichviel! der Mann hat mir Rede zu stehen, der mich und ganz England so tödtlich beleidigt hat.

Was meinen Sie? rief Daginski mit Energie, indem er die Hand auf den Arm des Herzogs legte — hier muß ein Mißverständniß obwalten — es ist nicht anders möglich!

Was geht hier vor! — rief plötzlich Henry's schwache, melodische Stimme. Aus seinem ohnmächtigen Schlummer erwacht, hatte er sich in seinem Armsessel aufgerichtet und blickte verwundert auf die fremdartige Scene. Mein Gott, sagte er matt, indem er den Herzog anblickte — wo habe ich Sie doch einmal gesehen? —

Der Herzog stand wie festgebannt; er hatte den

Mann erkannt, den er anzuklagen im Begriffe stand. Er senkte den Blick zu Boden und wandte sich weg; es war in diesem blassen Gesicht so viel Unschuld, und in diesen blauen Augen so viel Schmerz und rührender Schmelz, daß die Voraussetzung einer Schuld hier beinahe absurd erschien. Viscount Henry Arlington, rief er mit Bewegung, ist es möglich, daß Sie der Mann sind, der unter dem Namen des Pianisten Henry das Verbrechen begangen hat, für welches ich denselben zur Rechenschaft zu ziehen komme, im Namen Englands? — Mit einem schwachen Schrei, der dem Schrecken, sich erkannt zu sehen galt, ließ Henry den Kopf in die Hände sinken, während Daginski mit einer schwer zu beschreibenden Mischung von Angst und Wuth die Scene beobachtete. Der Herzog blickte ihn unverwandt an. Ist es möglich, murmelte er, daß diese junge Seele, daß diese Augen einem Verräther angehören können! — Eleonore — Eleonore — auch Du hattest solche Augen! — — Der Pianist Henry, sagte er dann laut und mit erzwungener Ruhe, hat der Herzogin von Winstoun, wahrscheinlich im Auftrage eines Höheren, Geheimnisse entlockt und einer fremden Macht verrathen, an denen zum Theil die Wohlfahrt Englands hing. Die Herzogin von Winstoun hat ihre Schuld gebüßt — sie hat sich vergiftet

oder ist vergiftet worden; die Pflicht des Unglücklichen, dem nicht einmal die Möglichkeit bleibt, einen Schleier über seine gebrandmarkte Ehre zu werfen, ist einzig und allein die, den Mitschuldigen dieser Elenden zur Rechenschaft zu ziehen.

Henry stand auf; er besann sich einen Augenblick — es war, als ob ein plötzlicher Lichtblick die hereinbrechende Nacht seines Geistes erhelle. Er hatte, gleich seinem Freunde Daginski, etwas von der Geschichte der Herzogin gehört, die nach ihrem Tode schnell durch die Stadt verbreitet und in den Lokalblättern zur Genüge besprochen worden war. — Er begriff freilich nicht, wie er damit in Berührung und Zusammenhang komme — aber für den Augenblick war es ihm auch gleichgültig, wenn er nur einen Weg offen sah, sich selbst und Helenen zu entfliehen, und die unwissentlich begangenene schwere Sünde, die ihn zu Boden drückte, auf irgend eine Weise abzubüßen. Gegen die tiefste Verzweiflung der Seele erscheint alles äußerliche Unglück gering; man begrüßt es oft als willkommenes Gegengift. Henry stand auf — er bat, ihm mitzutheilen, was mit dem Verräther geschehen werde. Der Herzog blickte verwundert auf das Mienenspiel des Angeklagten. — Ich habe weiter nichts zu thun, sagte er, als Sie der englischen Justiz zu

überantworten; an Ihnen ist es, zu entscheiden, ob Sie durch offenes Geständniß die Sache vereinfachen wollen; was weiter geschehen kann, weiß ich nicht.

Henry blickte um sich, als ob er sich versichern wolle, daß er nicht träume, dann streckte er die Hände aus und schloß die Augen. Ich gestehe — sagte er — ich gestehe Alles, was Sie wollen; führen Sie mich gefangen nach England — nur Viscount Arlington nennen Sie mich nicht!

Der Herzog sah ihn zögernd und unschlüssig an. Gott weiß, rief er endlich, daß ich Sie nicht hätte für schuldig halten können, wenn Sie geleugnet hätten!

Es ist nicht wahr! rief hier Daginski — ich weiß nicht, welcher Wahnsinn diesen Menschen beherrscht! — Sie rasen, Henry! kommen Sie zu sich selber!

Mylord, versetzte Henry bebend, — ich rase nicht. Ich habe ein Verbrechen begangen, und jede Strafe, die ich erleide, wird mir eine Wohlthat sein. Machen wir dieser Scene ein Ende.

Der Herzog gab seinen Begleitern einen Wink; Henry folgte ihnen ohne Widerstand. Daginski allein schien entschlossen, die Unschuld, welche sein Freund verleugnete, bis auf das Letzte zu vertheidigen.

Hier waltet ein Geheimniß — ein Mißverständniß

ob! rief er außer sich — so lange ich sprechen kann, werde ich dies falsche Geständniß widerlegen!

Henry neigte sich zu ihm; eine Thräne fiel aus seinem Auge. Wie können Sie wissen, was ich gethan? sagte er — ich bin nicht unschuldig! — Alles, was mir begegnen kann, ist nichts gegen die Qualen, welche in meinem Innern toben. Gehen Sie mit Gott, und wenn Sie Helenen wiedersehen sollten, so sagen Sie ihr, mein einziger Wunsch sei, daß sie mich vergessen möge!

Kapitel XII.

„J'ai quelque pouvoir, quelque richesse — et j'irais compromettre tout cela, risquer ma position, mon crédit!"

Scribe.

Es war eine Soiree — a select party — wie die Zeitungen sagen, im Hause Lord Restleham's, welcher, seit wir zuletzt ihn und seine Gedanken belauscht haben, fortgefahren war, in der Gunst der öffentlichen Meinung zu steigen.

Eine Gruppe von Männern stand um einen an einem Fenster befindlichen Tisch, auf welchem in seltner Pracht Proben tropischer Flora glühten. Einer saß unmittelbar daneben auf einem schmalen Sopha und betrachtete aufmerksamen Blicks ein auf einem andern Tischchen vor ihm liegendes Musikalienheft. Er schien so vertieft, daß ihn selbst die stürmischen Freudenbezeigungen der neben ihm Stehenden beim Eintritt eines jungen Fremden nicht störten.

Mein Gott, Parker! — tönte es von Aller Lippen — welche Ueberraschung!

Parker hatte genug zu thun, alle die verschiedenen Begrüßungen und Händedrücke zu erwidern.

Wir glaubten Sie noch lange nicht wiederzusehen! sagte Sir Miles. Welch' ein Mensch, der den berauschenden Düften Italiens und den blendenden Strahlen gewisser schwarzer Augen zu entfliehen vermochte, um zu Thee und Politik heimzukehren!

Er muß immer etwas Apartes haben! rief Mr. Lealand, einer seiner besondern Freunde. Die Reisesucht nimmt jetzt so sehr überhand, daß man ein Verbot dagegen sollte ergehen lassen.

Das wäre doch wirklich sehr ungerecht! bemerkte der junge Lord Morningdale, ein Roué von Profession, der fast immer in Italien lebte. Man müßte wenigstens dafür die Erlaubniß ertheilen, hier das Leben ungestraft genießen zu dürfen.

Das kann auch Jeder, der Maß zu halten weiß! versetzte Sir Miles — doch, fügte er hinzu, als er eine schnelle Röthe auf Lord Morningdale's Gesicht aufflammen sah — ich darf darüber am wenigsten reden, da ich die wenigste Zeit meines Lebens in England zugebracht habe. Es war ein verteufelt guter Einfall von Ihnen, Parker, schon jetzt zurückzukehren.

Lord Morningdale, beleidigt durch Sir Miles' Rede, nahm sein Glas zur Hand und musterte die Gemälde

an der gegenüberliegenden Wand. Auf einem Portrait hafteten seine Blicke lange und aufmerksam; endlich fragte er, wen es vorstelle.

Sie kennen es nicht? warf Sir Miles hin. — Es ist die berühmte Fürstin Jaraczewska. Unter Lebemännern gehört es, mein' ich, zum guten Ton, sie zu kennen.

Sie soll im letzten Jahre sehr verloren haben! bemerkte Mr. Lealand. Man sagt, sie habe viel Kummer und Aerger gehabt; sie lebt in Paris ganz eingezogen.

Still! flüsterte Parker — da kommt Lord Teevendale. Es könnte ihm unangenehm sein, uns von der Ex-Lady sprechen zu hören.

In der That kam Lord Teevendale zu der Gruppe heran und bewillkommnete Parker auf's Herzlichste. Sir Miles wandte sich zu dem jungen Manne, welcher auf dem Sopha Posto gefaßt hatte und noch immer im Anschauen der Noten versunken war. Man muß, rief er, diese Noten confisciren, die uns gänzlich um die Unterhaltung des Mr. Roberts bringen.. Ah, es ist ein Quartett von St. Felix, zu dessen Verehrern auch Sie zählen, wie ich gehört habe.

Gewiß! erwiderte Roberts — welcher Künstler zählte nicht dazu?

Was sagen Sie denn aber zu seiner Affaire mit der Herzogin von Winstoun? warf hier ein langer dürrer Mann ein, welcher bis dahin noch keine Silbe gesprochen hatte. — Ich habe längst vorhergesagt, daß es so kommen müßte! Sir Miles wird sich dessen vielleicht noch erinnern.

Aber wissen Sie denn nicht, unterbrach Parker, daß St. Felix bei der Sache gar nicht betheiligt ist? Ein anderer Clavierspieler soll durch Aehnlichkeiten der Gewohnheiten und des Standes Anlaß zu einer Verwechselung gegeben haben. Die genaueren Umstände sind mir selbst nicht bekannt.

Man erwartet täglich die Rückkehr des Herzogs! sagte Lord Teevendale. Indessen ist es wenig rücksichtsvoll gegen Lord Nestleham, daß wir, die wir doch alle wissen, wie musterhaft er sich gegen den Herzog benommen hat, in seinem Hause eine Geschichte berühren, die sobald als möglich vergessen werden soll.

Hier trat Lord Nestleham zu der Gruppe.

O, Sir Miles! — ich bin untröstlich, Sie nicht eher gesehen zu haben! — Glücklich zurückgekehrt, Mr. Parker? — was machen die schönen Römerinnen? — Mr. Haverfield — Mr. Roberts, ich habe die Ehre Ihnen einen guten Abend zu wünschen. Schöne Composition, dieses Quartett von St. Felix — trieb selbst

einmal eine Zeit lang Composition. — Ah, Teevendale, ich bin entzückt Sie zu sehen — was, in Gedanken? — Und nachdem Lord Nestleham auf diese Weise sämmtliche Personen haranguirt hatte, welche ihm gerade zur Hand waren, nahm er Lord Teevendale's Arm mit vieler Vertraulichkeit, zog ihn in ein entlegenes Zimmer und sagte: Ich muß Ihnen eine Nachricht von der höchsten Wichtigkeit mittheilen, Teevendale. Denken Sie, der Herzog von Winstoun ist diesen Nachmittag angekommen.

Nun? fragte Teevendale mit Spannung.

O, es ist eine verteufelte Geschichte! murmelte Lord Nestleham mit einem Anflug von Aerger und Verlegenheit. Sie wissen, daß die Herzogin von Winstoun in ihren Papieren den Namen eines Pianisten Henry genannt hat. Dieser Henry nun — wer, denken Sie wohl, daß er sein könnte?

Dieser Henry — warf Lord Teevendale hin —

Ist Niemand anders, ergänzte Nestleham, als unser alter Freund und Bekannter, Viscount Arlington.

Das ist unmöglich! fuhr Lord Teevendale auf — Henry Arlington! —

Ist, unterbrach Nestleham, ein geständiger Verräther — denn, sehen Sie wohl, Teevendale — er leugnet nichts. Lesen Sie! — und er reichte dem

Lord ein Papier. Was mich betrifft, so ist mir die Sache doppelt unangenehm, da ich nun nichts Geringeres zu befürchten habe, als daß alle Geschichten wieder aufgerührt werden, welche ich mit so viel Mühe beigelegt. Ich muß durchaus hintertreiben, daß das, was ich Ihnen eben gesagt habe, bekannt werde; denn ich will mich um keinen Preis compromittirt sehen.

Ein schauderhafter Scandal! sagte Lord Teevendale, schauderhaft, in der That! — Aber was ist da zu hintertreiben? — Die Gerechtigkeit wird ihren Gang gehen — die Dinge werden verlaufen, wie sie können. Indessen, es ist nicht möglich — es kann nicht der Viscount Arlington sein.

Ich wünschte es! versetzte Lord Nestleham trocken, und koste es was es wolle, ich muß durchsetzen, daß es nicht bekannt werde, wenn er es ist.

Und Helene, meine Adoptivtochter! rief Teevendale.

Keine Silbe von ihr! erwiderte Nestleham.

Lord Teevendale's Bestürzung kannte keine Grenzen. Lord Nestleham glaubte den Moment zu einer vertraulichen Mittheilung geeignet und erzählte ihm, jedoch mit Weglassung aller ihn selbst bloßstellenden Umstände, was er über Loid Fitzgerald und den jungen Viscount wußte, dachte und fürchtete. Dahin gehörte der heimliche Verkauf des Arlington'schen Gutes

Scarsdale an Lord Fitzgerald und die späteren ungeheueren Anleihen des Viscount, die, wie Lord Nestleham schüchtern und schonend bemerkte, einem Betruge nicht ganz unähnlich sähen, wenn man betrachte, daß der Viscount gleich darauf spurlos verschwunden sei. Wer kann wissen, fuhr er achselzuckend fort, ob Lord Fitzgerald's Hände ganz bei der Sache außer dem Spiele sind? — Ich sage nur das Eine, daß man solche faule und unergründliche Geschichten lieber mit Opfern unterdrücken, als allgemeines Aergerniß dadurch geben soll.

Lord Teevendale stimmte ihm bei — fügte hinzu, daß er ihm unendlich dankbar sein würde, wenn er ihm eine Unterredung mit dem vorgeblichen Arlington auswirken, und sich, falls das Gerücht sich bestätige, mit ihm zu dem Zwecke vereinigen wolle, wenigstens den Namen desselben vor dem Pranger zu retten, und verließ dann die Gesellschaft, nachdem er Parkern gebeten hatte, ihn zu begleiten.

Kapitel XIII.

„Ich schau' in alle Blumenkelche
Und such' ein Herz."

Heine.

Als Lord Teevendale mit Parker in seinem Hotel angekommen war, warf er sich, auf's Aeußerste verstimmt, in eine Sophaecke und verharrte eine Zeit lang in vollständigem Schweigen.

Verzeihen Sie, lieber Parker! — sagte er endlich, indem er sich aufrichtete, ich beweise Ihnen durch meine Zwanglosigkeit wenigstens, daß ich Sie in der That und Wahrheit für meinen Freund halte, denn nur gegen seine Freunde wagt man die Form zu verletzen.

Von Verzeihung kann nicht die Rede sein, Mylord! sagte Parker, ich freue mich aufrichtig zu bemerken, daß meine Gegenwart Ihnen lieb ist, wie meine Theilnahme. Nur daß Sie einer solchen bedürfen, schmerzt mich. Sie fühlen sich unglücklich, Mylord! —

Sie haben Recht! — versetzte Teevendale, ich bin

unglücklich. Nicht zu gedenken alles Dessen, was mich in diesem Augenblicke verstimmt, quält mich das Gefühl einer vereinsamten und fruchtlos verwitternden Kraft. Meinem Leben fehlt sowohl der Zweck als der Reiz — ich kenne weder Arbeit noch Lohn.

Und diese Klage, rief Parker, muß man von Ihnen hören, dem Alles zu Gebote steht, was das Leben schmücken kann, und der Sie überdies im Vollbesitze eines Talentes und einer Kraft sind, auf die Ihr Vaterland stolz sein würde, wenn Sie sie in der großen Sphäre des Staatslebens verwerthen wollten!

Ich habe Ihnen, versetzte Teevendale, die Gründe schon öfters auseinandergesetzt, die mich bis jetzt davon abgehalten haben, mich am Getriebe der Staatsmaschine zu betheiligen, und Sie wissen, daß ich gegen meine Ueberzeugung nichts unternehmen mag. Was bleibt nun dem Manne, welcher keine anregende Thätigkeit, kein inneres Glück, mit einem Worte, keinen Zweck im Leben und auf der andern Seite einen unglücklichen Idealitätssinn hat, welcher ihn verhindert, zum bloßen Roué herabzusinken? Mich drückt das Bewußtsein meiner Nutzlosigkeit, und ich sage mir selber, daß ich auf gleicher Stufe mit diesem Lealand, diesem Morningdale stehe, welche ich verachte.

Ihre eigene Romantik, Mylord, versetzte Parker,

welche Ihnen stets die Dinge wie sie sein sollten, im idealsten Lichte vorspiegelt, ist Schuld daran, daß Sie die Welt, so wie sich selber unterschätzen. Für meinen sehr praktischen Verstand sind Ihre Raisonnements meistentheils unverständlich. Sie könnten mit leichter Mühe, dünkt mich, Alles was Sie drückt, beseitigen.

Mein lieber Freund, erwiderte Lord Teevendale, mehr Schwachheiten, als Sie mir zutrauen mögen, nehmen meine Thatkraft gefangen. Und können Sie überdies voraussetzen, daß mein Familienunglück spurlos an mir vorübergegangen ist?

Warum, fragte Parker, verscheuchen Sie denn diese Erinnerung nicht durch Begründung eines neuen Verhältnisses?

Lord Teevendale seufzte. Das Unglück, sagte er, zerstört unser gesammtes Wesen und benimmt uns am meisten den muthigen Blick in die Zukunft. Wer bürgt mir für den glücklichen Ausgang einer neuen Liebe? — Diese Frau, welche ich jetzt so tief verachte, habe ich geliebt, so sehr ein Mann lieben kann; wenn so viel Reiz, so viel Geist zum Fluch werden können, was soll ich von einer neuen Wahl hoffen? Dennoch, Parker, will ich Ihnen gestehen, daß die Sehnsucht nach Liebe mich verfolgt und aufreibt. Ich habe Augenblicke, in denen es mir scheint, als ob ich seit

meinem dreiundzwanzigsten Jahre um nichts klüger geworden wäre. Das ist ein bitteres Gefühl.

Parker schwieg hier wie gewöhnlich, wenn Lord Teevendale, was sehr häufig geschah, sich selbst anklagte. Menschen, die sich selbst beschuldigen, wünschen nicht widerlegt zu werden, aber sie wünschen eben so wenig ihre Behauptungen bestätigt zu hören.

Ihr schonendes Schweigen muß ich Ihnen danken, Parker! sagte Lord Teevendale; ich bin in der That sehr thöricht zu nennen. Indessen werden Sie mich loben, wenn ich Ihnen den Entschluß mittheile, den ich seit wenigen Tagen gefaßt habe. Ich werde meinen Sitz im Oberhause einnehmen. Binnen kurzem werden unsere politischen Verhältnisse einen mächtigen Umschwung erfahren; ich werde mich Nestleham's Partei anschließen. Ich weiß nicht, ob ich alle seine Prinzipien billigen kann, aber er ist jedenfalls ein Mann von Talent, den man unterstützen muß.

Ich wünsche Ihnen Glück zu diesem Entschlusse! sagte Parker. Indessen werden Sie nur dann vollständige Befriedigung erlangen, wenn Sie sich mit Ihrem Herzen abfinden — mit einem Worte, sich wieder verheirathen.

Leicht gesagt und schwer gethan! erwiderte Teevendale. Ich bin so ängstlich geworden. Und dann

sind alle Vernunftgründe vergebens, wo die Stimme des Herzens spricht. Leider hat sie mir — seit meiner Scheidung noch einmal gesprochen, und so lange ich das nicht vergessen kann, wüßte ich nicht, welche Frau ich zu meiner Gattin wählen sollte.

Ich verstehe Sie nicht! rief Parker mit Lebhaftigkeit. Sollten Sie geliebt haben, so wüßte ich nicht, was Sie hinderte, den Gegenstand Ihrer Neigung zu beglücken.

Beglücken! — wiederholte Teevendale — — Ich war im vorigen Winter und Frühling, wie Sie wissen, in Venedig. Dort machte ich die Bekanntschaft eines jungen Mädchens — einer Deutschen —

Wieder eine Ausländerin! unterbrach Parker. Kann denn keine von Englands Töchtern Sie fesseln?

Ich mache mir Vorwürfe, daß es sich bis jetzt immer anders gemacht hat! sagte Teevendale. Unsere Frauen sind so kalt; kein warmes Gefühl, kein schneller Enthusiasmus vermag das Eis ihrer strengen Zurückhaltung zu brechen. Diese, von der ich eben sprach, war ein junges, lebhaftes Wesen, mit einem klaren Geiste und einer glühenden Künstlerseele. Man wurde durch das geistige Interesse, welches sie einem einflößte, so unvermerkt in ihren Zauberkreis hineingezogen, daß man nicht eher an Gefahr dachte, bis man zu tief

darin verstrickt war, um jemals wieder entfliehen zu können. Dieses Mädchen, welches außer der feinsten Erziehung noch Rang und Reichthum für sich hatte, wurde unter meinen Augen von einer Leidenschaft ergriffen, welche vielleicht ich allein bemerkte, verstand und natürlich fand — dieses Mädchen verliebte sich in St. Felix. Ich verließ Venedig, ohne mir zu gestehen, daß ich sie liebte. — Seitdem, Parker, hat mich, was ich auch gethan, um das Andenken an sie zu verbannen, ihr Bild verfolgt! —

Parker war über dies Geständniß weder erstaunt noch erfreut. Er sprach an diesem Abend noch lange mit Lord Teevendale. Endlich verließ er ihn, ohne daß er etwas über die Angelegenheit des Viscount Arlington, welche den Lord so sehr beschäftigte, erfahren hätte. Lord Teevendale fand diese Nacht nicht viel Ruhe. Er sann über sein Schicksal, über das Helenens, das Henry's, — auch das Alexiens hin und her, ohne daß in dem Wust seiner Gedanken ein einziger gewesen wäre, der ihn hätte trösten oder beruhigen können. Lord Teevendale war verändert, seit wir ihn zuletzt gesehen haben. Seine innere Unzufriedenheit hatte den Grund zu einer frühzeitigen Verbitterung seines Charakters gelegt. Seine Leidenschaftlichkeit hatte zu-, seine Großmuth abge-

nommen; sein Temperament war schwerer und düsterer, seine Grundsätze leichtfertiger und lockerer geworden. Er wollte um jeden Preis glücklich sein, und der Umstand, daß er es nicht anzufangen wußte, vergiftete sein Gemüth und vernichtete das liebenswürdige Wohlwollen, welches er früher mehr oder weniger allen Menschen entgegen getragen hatte. Alexiens Bild, welches allerdings in seinem Herzen thronte, war in einen Rahmen gefaßt, der sich von Tag zu Tag mehr verdunkelte.

Kapitel XIV.

„Wie bang' ist da der Zweifel,
Wenn unser Schicksal am Entschluß hängt!"
Göthe.

Am nächsten Morgen fuhr Lord Teevendale zum Herzog von Winstoun. Er ließ sagen, daß er in wichtigen Angelegenheiten mit ihm zu sprechen habe, und wurde sogleich angenommen. Lord Nestleham war dort, und Teevendale wollte sich zum Scheine zurückziehen. Der Herzog trat ihm entgegen und reichte ihm die Hand — die Hand war kalt, und das Gesicht aschenbleich und gefurcht. Der Herzog von Winstoun war in den letzten Wochen um zehn Jahre älter geworden. Machen Sie keine Ceremonieen mit mir! sagte er zu Teevendale. Was mich und Lord Nestleham zusammenführt, wissen Sie ja; denn Sie kommen ganz in derselben Angelegenheit. Lord Nestleham hat mich auf Ihren Besuch vorbereitet. Ich freue mich, Sie zu sehen!

Es ist in der That am besten, ganz offen zu Werke

zu gehen! sagte Teevendale, indem er versuchte, den schmerzlichen Eindruck loszuwerden, welchen ihm der Anblick des Herzogs machte — — eine Entdeckung, wie die, welche uns hier zusammenführt, mußte uns natürlich schmerzlich überraschen. Und wie befinden sich Ew. Herrlichkeit?

Sprechen wir von unserem Geschäft! sagte der Herzog schnell aber freundlich, und lassen Sie uns kurz sein. Binnen einer Stunde soll der Gefangene ausgeliefert werden.

Gestatten Sie mir, ihn zu sehen? fragte Teevendale. Ich kann nicht glauben, daß er der Viscount Arlington ist.

Sie können ihn sehen! erwiderte der Herzog. Wüßte nicht die Welt bereits, welchen Schaden er uns zugefügt hat, so weiß ich nicht, was ich für ihn thun würde. Er scheint unschuldig wie das Sonnenlicht; ich hätte auf sein Angesicht schwören mögen. Aber jene Papiere nennen ihn — und er gesteht Alles. Nur daß er der Viscount Arlington ist, will er, gleich Ihnen, meine Lords, nicht proclamirt wissen; es wäre dies, sagt er, ein Uebermaß von Schmach, welches er nicht ertragen könne —

Und Sie? — fiel Lord Nestleham mit großer Spannung ein.

Ich, entgegnete Winstoun gelassen — ich werde es ihm nicht aufbürden. Mein persönliches Unglück ist zu groß, als daß ich gemeine Rachsucht hegen könnte. Zu ändern ist nichts an der Sache — er gesteht Alles und scheint sich keiner Strafe entziehen zu wollen; das Verfahren wird kurz und einfach sein und wenig Aufsehen machen. Uebrigens wird man Mühe haben, seinem eigenen Geständnisse trotz der Beweise zu glauben und dieses Kind, welches nur das wunderbarste und unerklärlichste Verhängniß zu einem Verbrechen treiben konnte, zur Rechenschaft zu ziehen.

Diese Beschreibung paßt auf ihn! sagte Lord Teevendale sehr niedergeschlagen.

Ich würde meine Erfahrung hier bankerott erklären, sagte der Herzog, wenn sie es nicht schon längst durch die Fluth ungeheurer Dinge, welche auf mich eingestürmt sind, gewesen wäre. Es setzt mich nichts mehr in Erstaunen. Ich liefere diesen jungen Mann ab und kümmere mich dann nicht mehr weiter um die Sache, als ich muß. Wollen Sie den Gefangenen sehen, so muß es schnell geschehen. Treten Sie hinter diese spanische Wand, Mylord, wenn er Sie nicht sieht, wird er unbefangener antworten.

Lord Teevendale that, wie der Herzog wünschte,

und Henry ward hereingeführt. Er war blaß, aber ruhig. Der Lord blickte von seinem Verstecke aus auf ihn, als ob er seine ganze Seele durchschauen wolle, aber sein erstes Urtheil blieb das letzte: diese Züge waren nicht die eines Betrügers, eines Verführers und Verräthers.

Der Herzog von Winstoun und Lord Nestleham hatten sich auf ein Sopha niedergelassen, der Erste nahm das Wort. Viscount Arlington, sagte er, ich glaube nicht, daß ich während der Zeit, daß Sie mein Gefangener auf Ehrenwort gewesen sind, etwas gethan habe, worüber Sie zu klagen hätten. Vielleicht sehe ich aus wie ein Mann, der Vertrauen verdient. Haben Sie mir noch etwas mitzutheilen — haben Sie mir noch irgend einen Wunsch auszusprechen, ehe Sie aus meiner Haft in eine andere übergehen?

Nur den einen an Sie, wie an diesen edlen Lord, erwiderte Henry mit einer Verbeugung gegen Nestleham, daß mir der Prozeß nicht als Viscount Arlington gemacht werde. Lassen Sie den begraben sein — Ich bin der Pianist Henry aus Wien.

Ich will Sie als solchen ausliefern! entgegnete der Herzog, indessen werden Andere Sie erkennen.

Lassen wir es darauf ankommen! sagte Henry, Ihnen kann meine Bitte gleichgültig sein.

Sie nehmen also Ihr Geständniß nicht zurück?

Sie glauben mir nicht! versetzte Henry mit einem Lächeln, welches einen Anflug von Ironie hatte — Sie beweisen mir also mit äußerster Consequenz, daß Sie mir keinen Funken Wahrheit zutrauen. Warum sollte ich denn kein Verräther sein?

Der Herzog schüttelte den Kopf und senkte den Blick vor Henry's unschuldigen, von Wehmuth umflorten Augen zu Boden. Und Sie wollen mir, fragte er endlich, das Geheimniß Ihrer Verbindung mit dem Herzog von Amundeville nicht erklären?

Was kann Ihnen diese Erklärung nützen? erwiderte Henry mit einem Anflug von Ungeduld. Ich werde sie nicht geben. Ich gestehe Alles — Sie haben Beweise meiner Schuld in Händen — ich unterwerfe mich willig jedem Urtheilsspruche; was wollen Sie mehr? Lassen Sie mich Sie anflehen, die Sache so bald und so geräuschlos als möglich zu Ende zu bringen. Es lebten hier einige Personen, welche mich liebten und an mich glaubten; ich möchte das gute Andenken derselben nicht verlieren.

Sie wünschen keine von ihnen zu sehen? fragte der Herzog — nicht Ihren Freund, Mr. Parker, oder Lord Teevendale — oder —

Keinen! unterbrach Henry; es würde mich tödten.

Aber Lord Teevendale war schon im Zimmer; er stand sprachlos und unschlüssig da. Henry erblickte ihn und stieß einen Schrei aus. Der Augenblick übermannte Beide; sie sanken sich einander in die Arme, und Henry weinte.

Und können Sie mir gegenüber Ihre Behauptung von vorhin wiederholen? murmelte Lord Teevendale; — können Sie es, wenn Sie an die Ehre Ihres Namens, an den verklärten Geist Ihrer Mutter — an Ihre Helene denken?

Henry glaubte zu ersticken; ein krampfhaftes Zucken bemächtigte sich einen Augenblick lang seines Körpers; bei Helenens Namen kehrte seine Kraft zurück. Er riß sich aus Lord Teevendale's Umarmung und wandte sich zum Herzog von Winstoun. Ich bin schuldig! rief er mit schreiender Stimme — machen Sie ein Ende — führen Sie mich nicht weiter in Versuchung!

Mit diesen Worten stürzte er hinaus; der Herzog und Lord Nestleham folgten ihm in großer Bestürzung. In wenigen Minuten saßen alle drei in der Karosse des Herzogs.

Kapitel XV.

„Jetzt hat die betrogene Liebe auf immer ihre Freistatt gefunden!“

Schiller.

Das Schicksal Henry Arlington's war bald entschieden. Sein ruhiges Eingeständniß alles dessen, weßwegen er angeklagt worden war, zusammengenommen mit den Beweisen, welche sich in den Papieren der Herzogin von Winstoun gegen ihn fanden, befriedigte seine Richter vollkommen, und man beschloß, ihn bis auf Weiteres als einen Staatsgefangenen zu betrachten. Durch den vereinigten Einfluß Lord Restleham's, Lord Teevendale's und des Herzogs von Winstoun wurde die Sache schnell beseitigt; dieselbe drang daher weniger, als man hätte vermuthen können, in's Publikum. Henry fügte sich seinem Urtheilsspruche mit großer Ruhe. Er bat in seinem Gefängniß um ein Piano, welches man ihm gewährte. Da man beschlossen hatte, ihn nicht eher freizugeben, bis man das Geheimniß seiner Verbindungen mit dem Herzog

von Amundeville entdeckt haben würde, so fehlte es nicht an wiederholten Aufforderungen, sich darüber zu erklären, was aber Henry jedesmal verweigerte. Lord Teevendale, welchen das Schicksal des jungen Mannes schmerzlich berührte, besuchte ihn mehrere Male, um von ihm irgend eine Auskunft über Helenen zu erhalten; aber bei der geringsten Frage nach ihr gerieth Henry in einen ganz abnormen Zustand von Verwirrung und Entsetzen, und Lord Teevendale erfuhr von ihm nichts, als daß sie ihn verlassen habe, und er nichts von ihr wisse.

Romana, welche ihn und Helenen aus dem Auge verloren, seit sie Letzterer in Paris den bewußten Eid abgezwungen hatte, erfuhr in ihrer Abgeschiedenheit von dem Schicksal ihres angeblichen Sohnes nichts. Nachdem sich Herr von Meyen von ihr getrennt, um seine Tochter aufzusuchen, hatte sie sich der Ueberzeugung hingegeben, daß derselbe nicht wieder zu ihr zurückkehren werde. Sie stand jetzt auf dem Punkte, auf welchem sie selbst einsah, daß sie einen Entschluß für den Rest des Lebens fassen müsse. Sie hatte Meyen nicht in Paris zurückhalten können. Nachdem sie ihm den Kampf und die Qualen ihres Herzens — und Alles, was sie über ihren Sohn wußte, mitgetheilt hatte, war er kühl und zurückhal-

tend geworden. Wie hatte sie sich angestrengt, um die Wunden ihres Herzens und die Mattigkeit ihres Geistes unter falschem Lächeln und erkünstelter Liebenswürdigkeit zu verbergen, um die erlöschende Flamme eines Herzens wieder zu beleben, dessen Eroberung wirklich so vieler Mühe nicht werth war! Arme Romana! — Schmerz und Reue hatten im Laufe des letzten Jahres ihre einst so unvergleichliche Schönheit zerstört; sie war noch immer schön, aber der blendende Liebreiz, der sie einst unwiderstehlich gemacht, war in dem Augenblicke geflohen, in welchem sie aufgehört hatte, an sich selbst und ihre Macht zu glauben. Und wenn sie über Meyen's Gleichgültigkeit bittern Schmerz empfand, so war der Grund davon keine schnöde Selbstsucht. Romana war eine frivole, ränke- und herrschsüchtige Courtisane; aber sie hatte zu viel Geist und wirklich auch zu viel Gefühl, um jemals gemein denken zu können. Sie hatte ihre Momente der Großmuth, der Selbstvergessenheit so gut wie eine. Was sie an Meyen knüpfte, war nicht allein der Wunsch, Mitbesitzerin seines fürstlichen Reichthums zu sein. Sie hatte ihm jenes Interesse bewahrt, welches jede Frau für den Gegenstand ihrer ersten Liebe festhält; sie hatte überdies geglaubt, ihm wirklich theuer zu sein. Ihre Gefühle waren niemals rein, aber auch niemals ganz

unedel. Sie hatte, nachdem sie ihre Tochter zuletzt gesehen, und sich in ihrer innerlichen Vernichtung nicht stark genug gefühlt hatte, um sich wieder in's Leben zu stürzen, an die Einsamkeit eines Klosters gedacht; sie hatte sich gesagt, daß beim Leben keine Halbheit tauge, und man sich entscheiden müsse, zwischen dem Vollgenuß desselben und einer völligen Abgeschiedenheit. Wenn sie damals das Klosterleben aufgab — wenn sie zögerte, den socialen Selbstmord zu begehen, zu welchem sie nicht geringe Neigung verspürte, so war es der Gedanke an Meyen, der sie davon zurückhielt. Sie dachte wenigstens eben so viel daran, daß er sie vermissen würde, als daran, daß ein voreiliger Entschluß ihr leid werden könne. Wenn Meyen's Kälte sie jetzt schmerzlich und bitter kränkte, so war es hauptsächlich, weil sie fühlte, dieselbe nicht verdient zu haben. Menschen, welche wenig gute Gefühle haben, empfinden es doppelt schwer, wenn die wenigen, deren sie sich rühmen dürfen, verkannt werden.

Sie ward aus ihrer trüben Unthätigkeit durch die Ankunft Daginski's aufgeschreckt, welcher nach der bekannten Wiener Katastrophe, dem Wunsche Helenens zufolge, nach Paris geeilt war, um Romanen um Aufschluß und wo möglich um Hülfe zu bitten. Er wußte genug von dem Leben der Fürstin Jaraczewska, um

nicht viel von ihrem Einflusse in einer Sache zu hoffen, die er nicht begriff, und die ihn um so tiefer schmerzte, je weniger er zu helfen vermochte. Romanens Bestürzung kannte keine Grenzen. Sie schrieb augenblicklich an ihren alten Bewunderer und Freund, Lord Nestleham, und bat ihn, ohne ihm die tieferen Gründe ihrer Dringlichkeit zu enthüllen, um Aufschlüsse über die ganze Angelegenheit. Lord Nestleham antwortete mit aller Feinheit des Liebhabers und des Diplomaten, ohne sie über die Facta zu täuschen. Zugleich mit diesem Brief erhielt sie ein Schreiben Meyen's aus Berlin, worin er ihr meldete, daß der ältere Daginski, der Schwager der Amme ihres Kindes, alle ihre Vermuthungen, so weit es angehe, bestätigt habe. Was eine spätere Vertauschung des Kindes mit einem andern betreffe, so sei dieselbe zu unwahrscheinlich, als daß man sie annehmen könne. Jedenfalls sei es unmöglich, nähern Aufschluß zu erhalten, da die einzigen Personen, welche zuverlässig unterrichtet gewesen wären — nämlich Lady Mariana und Marie Glimmer, oder Marie Daginski — todt seien; es müßte denn sein, daß Lord Fitzgerald, falls derselbe jemals wieder etwas von sich hören lassen sollte, selbst geneigt sei, genügende Auskunft über das ihm anvertraute Kind zu geben. Ueber sein eignes Verhältniß

zu Romanen schrieb Herr von Meyen, Dank sei es dem Einflusse d'Estrées', keine Silbe.

Unter diesen Umständen wußte Romana, überzeugt wie sie war und müde der aufreibenden inneren Kämpfe, nichts Anderes zu thun, als sich ihrer traurigen Ueberzeugung gefangen zu geben und das Schicksal walten zu lassen. Sie meldete Helenen, daß Henry eines politischen Vergehens halber in London gefangen sei, und daß es auf sie ankomme, ob sie im Kloster bleiben, oder zu ihr, der Mutter, zurückkehren wolle. — Helene antwortete nach wenigen Tagen liebreich aber kurz; und meldete, daß sie ihr Noviziat angetreten habe.

Druckfehler.

Seite	82.	Zeile	5.	lies:	Schreibens,	statt: Schreckens.
„	110.	„	7.	„	Weihe,	statt: Weise.
„	112.	„	5.	„	Seelenleiden,	statt: Seelenleben.
„	151.	„	25.	„	daran,	statt: davon.

Schnellpressendruck von Julius Köhler in Görlitz.